

sich zieht. Wie die Ichneumonen kommen sie mir vor, die ihre Eier in den Leib einer schönen großen Raupe gelegt haben, so daß das ganze Thier nach und nach von innen ausgesogen und aufgefressen wird, nur die Hülle schließlich übrig bleibt, die die Brut mit sich herumschleppt.«<sup>611</sup> (Abb. 17)

Ichneumonen, mit denen Rudorff die Juden in diesem Zitat verglich, sind Parasiten, die andere Parasiten befallen, sogenannte Hyperparasiten. Die Aggressivität und Radicalität dieser Formulierungen scheint allein dadurch erklärlich, dass ihn die ›deutsch-christliche Religion‹ bereits sehr stark ergriffen hatte. Für diese Annahme spricht weiterhin, dass Rudorff diese Gedanken seinem Entdecker, Freund und Vorgesetzten an der Berliner Musikhochschule mitteilte, den er persönlich sehr schätzte, weshalb er ihn auch ausdrücklich von seiner Diffamierung ausnahm:

»Du zählst zu denen des israelitischen Stamms, die wie Felix Mendelsohn, Neander u. Andere so sehr Deutsche geworden sind, daß Deutschland Dich als sein Eigenthum beanspruchen und auf Dich stolz sein darf als einen seiner Ersten und Edelsten; Du darfst Dich nicht dazu hergeben, mit einer Judenkotterie gemeinsame Sache zu machen, die mit ihrem Edelstein renommiren und Dich dazu brauchen will, in majorem gloriam ihrer Sippschaft ein volles Concert zu machen.«<sup>612</sup>

Doch reichte Rudorffs Mitgefühl nicht für die oberschlesischen Juden, für die dieses Konzert organisiert werden sollte.<sup>613</sup> Mitleid hatte der Heimatschützer vor allem mit jenen, die er für seinesgleichen hielt: »Jetzt ist es an der Zeit, mit den Germanen Mitleid zu haben die so umgarnt sind, daß nicht abzusehen ist, wie ihr ursprünglicher Charakter sich wieder befreien und kräftig auf sich selbst stellen soll.«<sup>614</sup>

Joseph Joachim ließ auf Rudorffs Intervention hin eine Arie entfallen, führte das Konzert jedoch trotzdem durch. Doch schien er dem Freund dessen Vorstoß nicht übel genommen zu haben. Joachim, der selbst fest an »der Deutschen Mission, ihre Kultur zu verbreiten«,<sup>615</sup> glaubte, unterzeichnete später auch den Aufruf zur Gründung des *Bundes Heimatschutz*. Die beiden Söhne seines Freundes aus Kindheitstagen, Paul Mendelssohn Bartholdy (1841–1880), forderte Rudorff nach einigem Überlegen dagegen nicht auf, den Aufruf zu unterzeichnen. Wie er seinem *Heimatschutz*-Mitgründer Robert Mielke mitteilte, würden jüdisch klingende Namen nicht zu einem Aufruf eines Vereins passen, der das deutsche Volkstum schützen solle. Er besprach mit Mielke, Mendelssohn zwar zur Mitgliedschaft im Verein aufzufordern, dessen Namen jedoch nicht auf der Subskribentenliste zu veröffentlichen.<sup>616</sup>

## Von der Theorie zur Praxis

### Vorlaufphase zur Gründung des »Bundes Heimatschutz«

Lange bevor sich 1901 der erste Sondierungszirkel des *Bundes Heimatschutz* zusammenfand, bildete sich dessen Programmatik sukzessive in den Schriften Ernst Rudorffs heraus. Anhand seiner Texte und ihrer Entstehungsbedingungen lassen sich Aufbau und Ziele des späteren Heimatschutzprogramms recht zuverlässig rekonstruieren. Bislang

wurde dieser Aspekt zumeist vernachlässigt, wie Alexander Patrut in seiner Analyse *Grüne Leitbilder* hervorhebt: Der »publizistische Hintergrund dieser Aufsätze, das Konzept, in das sie in den entsprechenden Zeitschriften programmaticisch eingebaut waren, ist heutigen Akteurinnen und Akteuren im Naturschutz in der unkritischen Berufung auf den ›Gründungsvater Rudorff‹ nicht mehr bewußt«.<sup>617</sup> Patruts Bemerkung zur Rezeption von Rudorffs Schriften charakterisiert weite Teile der Heimatschutzforschung. Während die *Preußischen Jahrbücher* und in geringerem Maße auch die *Grenzboten* als Publikationsorte in der Regel zumindest eine knappe Würdigung erfahren, wird die Tageszeitung *Die Post* zumeist ausgeblendet; die Publikationstermine werden in der Regel noch seltener kontextualisiert. Die Veröffentlichungsorte und -zeitpunkte sind jedoch für das Verständnis von Rudorffs Engagement und seinen Argumentationsschritten von erheblichem Belang. Erst vor ihrem Hintergrund lässt sich der diskursive Zusammenhang verstehen und einordnen. Im Folgenden wird deshalb zunächst auf den publizistischen Kontext der Heimatschutz-Schriften eingegangen. Rudorffs Blick auf die Moderne und seine Position zu den drängenden gesellschaftlichen Problemen der Zeit, insbesondere zur »sozialen Frage« und zum Antisemitismus, werden rekonstruiert. In einem Exkurs zu Moderne und Natur im biografischen Kontext wird zudem Rudorffs persönlicher Umgang mit der Natur untersucht.

#### Ernst Rudorffs Vorträge bei Vereinen

Die Entstehung des *Bundes Heimatschutz* am 30. März 1904 stellte für Ernst Rudorff den Abschluss langjähriger Anstrengungen dar. Mehr als dreißig Jahre lagen seine von den Ereignissen um die *Pariser Kommune* beeinflussten Überlegungen zurück, einen Verein zu gründen, um »schlechter entsittlicher Kunst den Weg in das Volk zu versperren«.<sup>618</sup> Bevor er jedoch eine Neugründung anstrebte, unternahm er den naheliegenden Versuch, eine bereits bestehende Organisation für seine Sache zu gewinnen. Im Jahr 1888 trug er sein Anliegen dem *Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine* vor, der gerade plante, eine Petition an die deutschen Regierungen zu richten, um den Schutz historischer Stätten auf den Stand eines am 30. März 1887 beschlossenen französischen Gesetzes zu bringen. In einem Erweiterungsantrag zu dieser Eingabe forderte Rudorff die »Schonung landschaftlicher Eigenthümlichkeiten, insofern die Natur als Bedingung alles menschlichen Wirkens unzertrennlich von diesem bleibt«.<sup>619</sup>

Zur Begründung fügte er dem Antrag seinen acht Jahre zuvor erschienenen Aufsatz »Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur« bei. Dem heimatschützerischen »Ur-Manifest« stellte er einleitende Bemerkungen voran, in denen er seine Grundsätze zusammenfasste. Zunächst allerdings belehrte er die Mitglieder des *Gesammtvereins* über Sinn und Zweck ihrer Tätigkeit:

»Der wahre Werth der sogenannten ›historischen Vereine‹ erfüllt sich erst, wenn es nicht nur den Mitgliedern derselben bewußt, sondern aller Welt einleuchtend wird, daß es sich hier nicht um die Verfolgung eines einseitigen der Trockenheit und Unfruchtbarkeit verdächtigen antiquarischen Interesses handelt, sondern um die Kräftigung und Belebung eines höher gerichteten, über die bloße Befriedigung nationaler Eitelkeit hinausgehenden vaterländischen Sinnes.«<sup>620</sup>

Es zeigt sich hier, dass für Rudorff nicht das »der Trockenheit und Unfruchtbarkeit verdächtige[] antiquarische[] Interesse« oder gar eine am Fortschritt zur Freiheit interessierte Geschichtsbetrachtung im Vordergrund stand, sondern vor allem die »Kräftigung und Belebung eines [...] vaterländischen Sinnes«.<sup>621</sup> Seine Vorgabe wird einige Mitglieder ebenso überrascht haben wie die im Antrag formulierte »unabweisliche Forderung, nicht nur dem Menschenwerk, sondern ebenso dem natürlichen Boden des Landes, der die Bedingung aller Kultur von Anfang an gewesen ist, die volle fürsorgende Theilnahme in der gleichen Richtung zuzuwenden«.<sup>622</sup> Nicht nur Denkmäler, sondern auch Naturgegenstände und darüber hinaus die »Gesammtphysiognomie des Vaterlandes«<sup>623</sup> sollten nach dem Willen Rudorffs als schützenswerte Güter in die Gesetzgebung aufgenommen werden. Deren Schutzbedürfnis erklärte sich vor allem aus der vermeintlichen sittlichen Wirkung.<sup>624</sup> Bedroht würden Landschaft und Sittlichkeit vom materialistischen Geist, der die Poesie der Landschaft vernichte. Daher sei es, so Rudorff, unverantwortlich,

»jedem spekulativen Gelüst des Einzelnen die äußerste Rücksicht und Schonung angedeihen zu lassen, während man duldet, daß darüber das ideale Gut geschichtlich gewordener, eigenthümlicher Poesie und Schönheit des heimathlichen Landes, an dessen Wahrung die Gesamtheit des Volkes Anspruch zu erheben hat, aus dem dieses unbewußt von allem Uranfang her Nahrung für sein Gemüthsleben geschöpft, mehr und mehr verkümmert und endlich geradezu vernichtet werde. Was hier wie Freiheit erscheint, ist in Wahrheit nichts anderes als der erbarmungsloseste Terrorismus geheimer Selbstsucht über die Nation in ihren besten und edelsten Elementen.«<sup>625</sup>

Rudorff konnte die Historiker mit der Forderung, ihre Zuständigkeit auf den Bereich der landschaftlichen Natur auszudehnen, allerdings nicht überzeugen. Zwar beschloss der Verein, »die Erhaltung der geschichtlich überkommenen Physiognomie des Landes, namentlich insofern interessante Felsen, Bäume u. dgl. in Frage kommen«,<sup>626</sup> in den Text seiner Empfehlung einzubeziehen; doch zeigt die Begründung, dass Rudorffs transzendenten Vorstellungen von der ›geschichtlich gewordenen‹ Natur als unbewusstem »Uranfang«<sup>627</sup> und Ausdruck des ›deutschen Volksgeistes‹ unverstanden blieben. Der Schutz einzelner Felspartien, Bäume oder Baumgruppen wurde lediglich befürwortet, »wenn sie als Wohnstätten, Opferplätze, Versammlungsorte gedient etc. haben«<sup>628</sup> – also Schauplätze historischer Ereignisse waren. Obwohl es Rudorff und seinem Mitstreiter Karl Bolle (1821–1909), einem Naturforscher, gelungen war, den Begriff der »geschichtlich überkommenen Physiognomie«<sup>629</sup> im Resolutionstext zu platzieren, war die Zeit für die Amalgamierung von Geschichte, Natur und Heimatboden offensichtlich noch nicht reif.

Rudorffs Einleitung zu seinem Antrag ist aus einem weiteren Grund von Interesse. Im zweiten Teil seiner Ausführungen empfahl er dem *Gesamtverein* nicht nur, sein Vereinsziel auf die Nationalisierung des Publikums auszurichten, sondern ermunterte ihn ebenso, auf »die in großer Zahl über Deutschland verbreiteten sogenannten Verschönerungsvereine« einzuwirken, damit diese ebenfalls »ihre Ziele höher steckten«.<sup>630</sup> So »menschenfreundlich« sich diese gäben, wenn sie die Natur in der näheren Umgebung »verschönern und zugänglich machen« wollten, würden sie aufgrund der »Thorheit und Plattheit der Gesinnung« dennoch mehr schaden als nützen.<sup>631</sup> Stattdessen sollte

jeder Verein »irgendwie Bedeutsames in seiner Umgebung an geschichtlichen Resten und Eigenthümlichkeiten der Natur« bewahren.<sup>632</sup> Auch dieser Appell verhallte ungehört; er wirft jedoch ein Licht darauf, dass das Neue der Heimatschutzidee darin bestand, zwei vorhandene Bewegungen zusammenzuführen. Die wissenschaftlich orientierten Geschichtsvereine und die ästhetisch orientierten Verschönerungsvereine sollten in die politische Religion des Volkstumsnationalismus integriert werden, die sich allmählich herausbildete.

Wie Andreas Schumann herausgearbeitet hat, wurde im 19. Jahrhundert in der Heimatliteratur damit begonnen, die Konstruktion des ›Nationalen‹ nicht mehr aus der Geschichte, sondern aus »der Beschaffenheit der Landschaft und aus dem Entwurf eines Volkstypus heraus die Entwicklung von Kultur und Dichtung« abzuleiten.<sup>633</sup> Die Natur wurde ideologisiert und theologisiert, indem sie in ihrer Form als Landschaft zu Ursprung und Quell des Volkstums erklärt wurde. Der Erhalt der – so Rudorff – »Eigenthümlichkeiten der Natur«<sup>634</sup> und der »Gesammtphysiognomie des Vaterlandes«<sup>635</sup> war nach Überzeugung der Heimatschützer nötig, um weiterhin die metaphysischen Wirkmächte der Natur ungehindert fließen zu lassen und das volkstümliche Wesen – also Eigenart, Gesinnung und vor allem die politische Ordnung – zu erhalten. Die Verankerung der Volkstumsideologie in der landschaftlichen Natur hatte den Vorteil, dass – wie Lipp schreibt – »der legitimatorisch identifikatorische Anspruch an einer Norm festgemacht [wurde], die nicht mehr determinierbar und deren ›Gesetz‹ nicht in Frage zu stellen ist«.<sup>636</sup> Mit anderen Worten: Die ›natürliche Ordnung‹ und die daraus entstandenen Herrschafts- und Besitzverhältnisse waren scheinbar unanfechtbar.

Rudorffs Vortrag und seine Rezeption zeigen, wie das literarisch konstruierte Heimatschutzkonzept in Wissenschaft und Alltagswelt eindringen und sich institutionalisieren konnte, denn trotz des Bescheids der Vereinsversammlung, dass »die weiter gehenden Forderungen der Rudorff-Bolleschen Anträge vom Mai 1888 abzulehnen«<sup>637</sup> seien, blieben Rudorffs Mühen nicht ganz ohne Lohn. Den Vorsitzenden des *Gesammtvereins*, Ernst Friedel (1837–1918), der in den Vereinsmitteilungen als Vertreter eines Touristenvereins geführt wurde,<sup>638</sup> überzeugte der Heimatschutzgedanke. Friedel gründete, nachdem er sich mit dem *Verein für die Geschichte Berlins* überworfen hatte, die *Brandenburgia. Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg*, der sich auch Bolle anschloss. Sie nahm bereits 1892 – und damit über ein Jahrzehnt vor dem *Bund Heimatschutz* – den Heimatschutzgedanken unter der Formel vom »Schutz der natürlichen und geschichtlichen Nationaldenkmäler« in ihre Satzung auf.<sup>639</sup>

Mehr Erfolg hatte Rudorff beim zweiten Versuch, eine bestehende Organisation für sein Anliegen zu gewinnen. Am 30. März 1892 hielt er einen Vortrag über den »Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands« beim *Allgemeinen Deutschen Verein*. Zwischen den beiden Referaten vor den unterschiedlichen Vereinen verlief die »symbolische Grenze« von 1890,<sup>640</sup> mit der im politischen Bereich eine Entwicklung begann, die Nipperdey den »Eintritt der Massen in die Politik« nennt.<sup>641</sup> Das Streben der »neuentstehenden oder sich ausbreitenden Schichten [...] nach Emanzipation« führte – so Nipperdey – »zu einer steigenden Durchpolitisierung der Bürgerschaft«.<sup>642</sup> Rudorffs erneutes Engagement fiel damit zeitlich in die – wie Rainer Hering es formuliert –

»zweite Phase politischer Mobilisierung im Kaiserreich, die in den 1890er Jahren stattfand. Hier kam es nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes zu einem Bedeutungsgewinn der Sozialdemokraten und zur Gründung von agrarischen, antisemitischen und insbesondere nationalistischen Organisationen wie der des AV [Alldeutschen Verbandes; Anm. d. Verf.].«<sup>643</sup>

Dieser zweiten »Phase politischer Mobilisierung« entsprang der *Allgemeine Deutsche Verein*. Vorstand und Aufsichtsrat der Gruppierung, die der alldeutschen Bewegung zuzuordnen ist, waren mit hochrangigen Vertretern aus Politik und Verwaltung besetzt.<sup>644</sup> Was Rudorff vier Jahre zuvor von dem *Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine* noch erfolglos eingefordert hatte, nämlich die Pflege und Förderung des deutschen Volkstums als oberstes Vereinsziel, fand er hier bereits verwirklicht. Die Übereinstimmungen gingen sogar noch weiter. Rudorff klagte, dass

»die Seele des Volkes – und um diese handelt es sich doch – [...] nicht gesund bleiben [kann], wenn ihr der Hintergrund unverfälschter Natur in ihrem Vaterlande genommen wird; sie muß, – wenn sie nicht verkümmern und ausarten soll, – in ihrer Landschaft und in den Denkmälern ihrer Vergangenheit gleichsam ein Spiegelbild ihres innersten Wesens bewahren dürfen, aus dem ihr das Ideal ihrer Eigenart, wie diese sich im Laufe der Jahrtausende herausgebildet hat, immer wieder frisch und ungetrübt entgegenleuchtet. Hier liegt der wahre Jungbrunnen des Volksthums!«<sup>645</sup>

Der *Allgemeine Deutsche Verein* hatte in seiner Satzung bereits ein Konzept formuliert, wie der »Jungbrunnen des Volksthums« (Rudorff) zu bewahren wäre:

- »1. die erziehliche körperliche Ausbildung, insbesondere das deutsche Turnen und die deutschen Spiele, pflegen: Körperlische und geistige Frische
- 2. die landschaftliche Natur und die geschichtlichen Denkmäler Deutschlands schützen: Vaterlandsverständnis und Vaterlandsliebe
- 3. deutsches Wesen in Leben, Haus, Familie und Geselligkeit, in Sprache, Schrifttum, Kunst und Wissenschaft bewahren und weiterbilden: Deutsches Volkstum
- 4. dadurch den Inhalt und Umfang des Volkstums klarstellen, dadurch die Volkskunde fördern, vertiefen und erweitern: Volkstumswissenschaft«.<sup>646</sup>

Das Vereinsprogramm war mit dem von Rudorffs Schriften sowohl in der Intention als auch in den Formulierungen nahezu identisch. Beide zielten auf die »Seele des Volkes« und das vermeintliche »Ideal ihrer Eigenart« ab. Der Schutz der »landschaftliche[n] Natur und [der] geschichtlichen Denkmäler« verband sich mit dem Ziel, »Vaterlandsverständnis und Vaterlandsliebe« zu erzeugen (zweiter Punkt).<sup>647</sup> Gleichfalls diente der Schutz des »deutsche[n] Wesen[s] in Leben, Haus, Familie und Geselligkeit« dazu, das »[d]eutsche[] Volkstum« zu »bewahren und weiter[zu]bilden« (dritter Punkt).<sup>648</sup> Diese Integration von Landschaft und Familie, von Sport, Kunst und Wissenschaft in den Volkstumsdiskurs entsprach sowohl bezüglich der Absichten als auch der Wahl der Mittel den Vorstellungen, die Rudorff dem *Gesammtverein* vorgetragen hatte.

Eine Differenz schien lediglich in der hohen Bedeutung zu bestehen, die der erste *Allgemeine Deutsche Verein* gleich im ersten Satzungspunkt dem Sport zum Erhalt des »deutschen Volkstums« zumaß. Doch lagen die Heimatschutzidee und der zeitgenöss-

sische Sportgedanke näher beieinander, als es aus heutiger Perspektive den Anschein hat, da sie beide einem ›vaterländischen‹ Impuls entsprangen. Im November 1890 forderte Kaiser Wilhelm II. in einer berühmt gewordenen Rede auf der Schulkonferenz die verstärkte Berücksichtigung der neueren nationalen Geschichte und vor allem von Leibesübungen. Die Gründung des *Allgemeinen Deutschen Vereins* verdankte sich unter anderem diesem Impuls. Noch über ein Jahrzehnt später hob das Vereinsaufsichtsratsmitglied Emil von Schenckendorff (1837–1915) die Initialwirkung der schulpolitischen Rede hervor:

»Unser Kaiser hat in der Schulkonferenz 1890 die Bedeutung der körperlichen Erziehung auf die hohe vaterländische Staffel gestellt, indem er an die Jugenderzieher die ernste Mahnung richtete: ›Bedenken Sie, was uns für ein Nachwuchs für die Landesverteidigung erwächst!‹ Diese ernste vaterländische Mahnung steht mit so mancher Anregung im Einklang, welche in dem letzten Jahrhundert von bedeutungsvollen Männern ausgegangen ist.«<sup>649</sup>

Mit seiner damals höchst umstrittenen Intervention verfolgte Kaiser Wilhelm II. nach Ansicht der Forschung weniger gesundheitliche als vor allem militärische und politische Absichten. Wie der Wilhelm-II.-Biograf Christopher Clark schreibt, sollten die Schulen nach Ansicht des Monarchen vor allem »›nationale junge Deutsche erziehen‹«<sup>650</sup> und »gegen den Virus der Sozialdemokratie«<sup>651</sup> immunisieren. Die Sporterziehung der Jugend galt als eine der aussichtsreichsten Unternehmungen bei diesem Vorhaben.<sup>652</sup>

Indessen war der Sport – zur Optimierung der körperlichen und geistigen Frische – nicht allzu weit von Rudorffs eigenen Vorstellungen bezüglich einer gesunden Volkstumspflege entfernt. Obgleich er als Heranwachsender darunter litt, dass er sich durch ein »großes angeborenes Ungeschick für turnerische Leistungen«<sup>653</sup> auszeichnete, betrachtete der angehende Musiklehrer Turnübungen von Beginn an als Teil der Ausbildung seiner Klavierschüler.<sup>654</sup> Die Hochachtung für körperliche Fitness korrespondierte mit einer Geringschätzung für »schwächliche und kränkliche Personen«.<sup>655</sup> Obwohl er sich selbst wegen gesundheitlicher Beschwerden öfters in Kuraufenthalte begab, finden sich in seinen Texten auffällig grobe Formulierungen, wenn es um die körperliche Konstitution anderer geht. Beispielsweise lehnte er die touristische Erschließung eines ›Roßtrappe‹ genannten Granitfelsens im Harz mit dem Argument ab, dass es »doch keinem Vernünftigen einfallen [köönne], daß die Herrlichkeit der Natur zuerst ein für alle Mal zu drei Viertheilen für die Gesunden ruinirt werden soll, lediglich zu dem Zweck, damit einige Schwächlinge den schalen Viertelsrest mitgenießen können«.<sup>656</sup> Wenn Rudorff in seinem Vortrag betonte, »in wie engem Zusammenhang körperliche Frische, sittliche Unverdorbenheit und ein offenes Herz [...] stehen«,<sup>657</sup> entsprach das seiner Überzeugung, bei er von seiner eigenen nicht ganz so robusten Konstitution offenbar problemlos absehen konnte; er schilderte eigene Empfindungen, wenn er behauptete: »Keinem Volke steckt die Wanderlust so tief im Blute, wie dem deutschen!«<sup>658</sup> Das seiner Ansicht nach ›echt germanische‹ Wandern<sup>659</sup> zählte – neben Turnen, Schwimmen und Reiten – zum Sportkanon der Zeit.

Auch das Engagement des *Allgemeinen Deutschen Vereins*, der zunächst beabsichtigte, Rudorffs Konzept zu verwirklichen, muss im Zusammenhang mit der erneuten Mobilisierung gegen die Sozialdemokratie begriffen werden. Rudorff konkretisierte das

künftige sozialpolitische und ästhetische Profil des heimatschützerischen Leitbildes. Mit Camillo Sittes (1843–1903) Kritik an der – so Rudorff – »Oede unserer heutigen Stadtviertelanlagen«<sup>660</sup> knüpfte er es zudem erstmals an den zeitgenössischen Architekturdiskurs an. Obwohl er sich auch in diesem Vortrag gegen »[i]rgend welche Industriellen«<sup>661</sup> und einseitige Profitinteressen wandte, zeigte sich erneut, dass sein Kampf gegen den ›modernen Materialismus‹ nicht als Antikapitalismus zu verstehen war. Rudorff stellte ausdrücklich fest, dass die von ihm beschriebenen Zersetzungssymptome keine zwingende Begleiterscheinung des Kapitalismus seien. Stattdessen verortete er den gleichen materialistischen Geist auf der politischen Gegenseite, der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, bei der die gleichen Symptome auftraten. Rudorff wagte sogar die Prophezeiung, dass erst im »Zukunftsstaat der Sozialdemokratie« die Ästhetik des modernen Materialismus zu sich selbst finden würde:

»Eine verkoppelte Feldmark und ein Miethskasernenviertel sind zwei hübsche Abbilder für den Zukunftsstaat der Sozialdemokratie, von dem man sagen dürfte, daß allein die ihm eingeborene Langeweile genügen würde, um das Geschöpf, das man bis dahin unter dem Namen ›Mensch‹ zu verstehen pflegte, zu tödten. Wir sind auf dem besten Wege, für diese Form der Menschheitstötung die ästhetischen Einleitungen zu treffen, und die Wesenseinheit des Verfahrens in Stadt und Land läßt nichts zu wünschen übrig.«<sup>662</sup>

Diese 1892 getäigte Aussage ist durchaus überraschend, da die Sozialdemokratie bekanntlich zwischen 1878 und 1890 verboten war; als Akteur auf architektonischem Gebiet trat sie ohnehin kaum in Erscheinung. Tatsächlich wandten sich die Sozialdemokraten, als sie nach der Revolution von 1918 Regierungsverantwortung übernahmen, eher gegen die Mietskasernenstadt. Es war insofern abwegig, sie in irgendeine innere Beziehung zu den Fabrikbauten der Industriellen, den Mietskasernen der Bau- und Terraingesellschaften oder den behördlich durchgeföhrten Flurbereinigungen zu setzen. Rudorff verdrehte die tatsächlichen Verhältnisse mit seiner ästhetischen Symbolik. Statt die eigentlichen Verantwortlichen und Profiteure anzuklagen, exkulpierte er sie und stellte dafür perfiderweise den politischen Gegner an den ästhetischen Pranger. Doch waren nicht nur die Sozialdemokraten Ziel dieser Manipulation, sie hatte auch eine antijüdische Stoßrichtung. Das Prinzip war schon im ›Antisemitismusstreit‹ erprobt. Wie bereits dargestellt, beteiligte sich Rudorff daran, die ›soziale Frage‹ in eine Volkstums- beziehungsweise Judenfrage umzudefinieren. Im Jahr 1892 erlebte der politische Antisemitismus eine erneute Konjunktur. Die *Deutschkonservative Partei* des Vorsitzenden des *Allgemeinen Deutschen Vereins*, Albert von Levetzow (1827–1903), nahm 1892 in ihr sogenanntes Tivoli-Programm den ›Kampf‹ gegen »den vielfach sich vordrängenden und zersetzenden jüdischen Einfluß auf unser Volksleben« auf.<sup>663</sup> Miturheber dieses (programmatischen) Antisemitismus war wieder einmal Adolf Stoecker, der die vermeintliche Problematik der ›sozialen Frage‹ auf die knappe Formel brachte: »Der extremste Kapitalismus und die wüsteste Sozialdemokratie sind in derselben Hand. Jeder Kundige weiß, daß diese beiden Mächte brüderlich zusammenhalten, um dem Judentum die Volksmassen zu unterwerfen.«<sup>664</sup>

Demnach war das »Judenthum« für den »extremsten Kapitalismus« und zugleich für die »wüteste Sozialdemokratie«<sup>665</sup> verantwortlich, wodurch die sozialen Konflikte erst geschrägt würden. Diese doppelte antisemitische Propagandaformel ästhetisierte Rudorff im vermeintlich sozialdemokratischen »Schema des rothen Ziegelkastens«.<sup>666</sup> Der auch sogenannte »Fabrikstil«<sup>667</sup> synthetisierte das ›extreme‹ materialistische Profitstreben mit dem ›wüsten‹ Materialismus der sozialdemokratischen Fabrikarbeiterchaft in einem Bild. Zudem war es in antisemitischen Kreisen spätestens seit Riehls Werken zum festen Topos antisemitischen Denkens geworden, dass der ›rücksichtslose‹ Materialismus eine spezifisch jüdische Eigenschaft sei. In der Perspektive des Antisemiten – und aus einer solchen waren Rudorffs Texte verfasst – war der Fabrikstil ein Destillat materialistisch-jüdisch-sozialdemokratischen Wirkens. Man darf davon ausgehen, dass ein erheblicher Teil von Rudorffs Publikum zu den von Stoecker als »Kundige«<sup>668</sup> Bezeichneten gehörte und wusste, welches ›Wesen‹ gemeint war, wenn in einem Text »Großmannsucht«<sup>669</sup> und »Sozialdemokratie«<sup>670</sup> aus einer »Wesenseinheit«<sup>671</sup> abgeleitet wurden. Der *Alldeutsche Verband*, in dem der *Allgemeine Deutsche Verein* aufging, war eine der wirkmächtigsten antisemitischen Organisationen.<sup>672</sup>

Dem solchermaßen stigmatisierten ›Fabrikstil‹ stellte Rudorff als Gegenbild die vermeintlich germanisch-volkstümliche ›maßvolle, behagliche Architektur des Mittelalters und der Renaissance‹<sup>673</sup> entgegen – den ›Heimatstil‹. Das Gegensatzpaar vom internationalen Fabrikstil und dem vermeintlich volkstümlichen Heimatstil wurde zu einem wirkmächtigen Propagandabild in der deutschen Architektur. Unabhängig von späteren Differenzierungen bildete es bis zum Ende des Untersuchungszeitraums einen der Grundpfeiler der Architekturtheorie und -propaganda des Heimatschutzes.

Ausdruck echten deutschen Volkstums sollten jedoch nicht nur die vergangenen Epochen deutscher Macht und Herrlichkeit sein, sondern auch die – so Rudorff – ›schönen alten deutschen Städte, sei es Hildesheim oder Danzig, Halberstadt oder Köln‹, wie sie ›noch vor 30, ja vor 20 und 10 Jahren aussahen‹.<sup>674</sup> Entgegen früheren und späteren Texten, die sich an der Revolution von 1848 orientierten, fiel der Beginn der Zerstörung der ›schönen alten Zeit‹ in dieser Darstellung mit der Judenemanzipation in den größeren deutschen Flächenstaaten in den 1860er Jahren zusammen. Angeprangert wurde die ›Verschandelung‹ der Städte nach Rudorffs Verfallsgeschichte der deutschen Architektur in der Zeit des ›Antisemitismusstreits‹ (mit dem in den Augen der Antisemiten auch die ›Zersetzung‹ des deutschen Volkstums unübersehbar wurde).<sup>675</sup>

An einem Schutz der ›schönen alten deutschen Städte‹, der einen bestimmten Zustand einfrieren würde, war Rudorff nicht interessiert. Der Schutz der »Wurzeln des germanischen Wesens«<sup>676</sup> sollte der modernen Entwicklung keinesfalls im Wege stehen:

»Wer dürfte verlangen, daß eine alte Stadt sich nicht den Ansprüchen der Gegenwart gemäß entwickeln soll! Sie muß vor allem sich ausdehnen können, so viel sie dessen bedarf. Das aber ist sehr wohl zu beanspruchen, daß ganze ältere und bedeutsame Bezirke in ihrer historischen Physiognomie durchaus geschont werden, daß also die Genehmigung von Neubauten innerhalb dieser Bezirke an gewisse Bedingungen geknüpft wird. Dann mag außerhalb des so gezogenen Ringes freier verfahren werden,

so erwünscht auch überall ein Anschluß an den vorhandenen baulichen Charakter einer Stadt bleibt.«<sup>677</sup>

Auch der vierte Satzungspunkt des *Allgemeinen Deutschen Vereins* – die Forderung, Inhalt und Umfang des Volkstums zu definieren – deckte sich mit Rudorffs Anregungen. Damit die volkstümliche Bauweise geschützt und der »ursprüngliche Charakter« von den »völlig fremdartigen Elementen«<sup>678</sup> getrennt werden konnte, musste zunächst die ›echt germanische‹ Architektur definiert und in entsprechenden Baufibelns systematisiert und katalogisiert werden. Daher empfahl er zur »Neubelebung vaterländischer Bauweise«, dass

»von Architekten in den verschiedenen deutschen Gauen die charakteristischen Züge der alten Häuser und Wirtschaftsgebäude studiert und Musterpläne entworfen werden, die das jeder Landschaft historisch Eigenthümliche ebensowohl zu berücksichtigen als mit den Bedürfnissen und praktischen Errungenschaften der Gegenwart in Einklang zu bringen hätten.«<sup>679</sup>

### Ergebnis

Angesichts der Übereinstimmungen war es nicht verwunderlich, dass Rudorffs Warnungen vor der ästhetischen »Menschheitstötung« durch »den Zukunftsstaat der Sozialdemokratie«<sup>680</sup> im *Allgemeinen Deutschen Verein* auf fruchtbaren Boden fielen. Man war sich einig im Wunsch, die Landschaft als »wahre[n] Jungbrunnen des Volks-thums«<sup>681</sup> nicht veröden zu lassen. Der Verein fasste auf Anregung des Vortragenden den Beschluss, einen »Schutz-Ausschuß« zu gründen.<sup>682</sup> Allerdings scheiterte die Umsetzung. Hans von Gottberg schreibt dazu:

»Der sehnlichste Wunsch Rudorffs schien in Erfüllung zu gehen, doch zeitraubende Arbeiten und Besprechungen führten dann zu keinem Ergebnis mehr und 1894 schickte man ihm die Entwürfe zur Gründung eines Vereins zurück, mit der Erklärung, daß für die Sache nichts mehr zu hoffen sei.«<sup>683</sup>

Die Gründe für das Scheitern der Landschafts- und Architekturabteilung des *Allgemeinen Deutschen Vereins* lagen wohl weder in der Person Rudorffs noch in der Programmatisik. Vielmehr hatte sich der Verein bereits 1893 aufgelöst und sich anschließend dem *Allgemeinen Deutschen Verband* angeschlossen, der in der Folge mit dem Begriff der ›Alldeutschen‹ identifiziert wurde.<sup>684</sup> Auch dieser befand sich aufgrund fehlender finanzieller Mittel in einer Krise. Er verlor in der Zeit von 1892 bis 1894 drei Viertel seiner Mitglieder und musste den »Kampf für das Deutschtum und gegen völkische Gleichgültigkeit«<sup>685</sup> neu organisieren.<sup>686</sup>

Doch dürfte sich Rudorff in einflussreichen Kreisen als überzeugter Mitstreiter für den Volkstumsnationalismus empfohlen haben. Prominente Mitglieder der Alldeutschen wie Albert Bovenschen (1864–1939), Felix Dahn (1834–1912), Carl Johannes Fuchs (1865–1939), Eduard Heyck (1862–1941), Paul Langhans (1867–1952) und Friedrich Ratzel (1844–1904) unterstützten das Anliegen weiter und unterzeichneten 1904 den *Heimatschutz-Aufruf*. Oskar Schwindrazheim (1865–1952), der 1901 einen Vortrag über »[d]ie deutsche Volksseele als Grundlage deutscher Volkskunst« beim Hamburger Landesver-

ein gehalten hatte, war ebenso wie Heyck Teil des Gründungszirkels des *Bundes Heimatschutz*. Heyck war sogar als dessen erster Vorsitzender vorgesehen, sagte aber ab.

Die programmatischen Parallelen, die noch vor der Gründung des *Bundes Heimatschutz* deutlich wurden, zeigen, dass der Heimatschutz innerhalb der Volkstumsbewegung im Spektrum der – stark von Treitschke beeinflussten – alldeutschen Bewegung zu lokalisieren war. Die weitreichenden Übereinstimmungen betrafen sowohl die politisch-theologische Auffassung des Volkstums als auch die Folgerungen, die daraus zu ziehen seien. Rudorffs große Enttäuschung über das Nichtzustandekommen des Vereins ist ein weiteres Indiz dafür, dass sich auch der Heimatschutz-Vordenker programmatisch bei den sich als ›völkisch‹ bezeichnenden Alldeutschen verortete.

### Die Heimatschutz-Essays

»Heimatschutz« ist der Titel eines zweiteiligen Essays, den Rudorff 1897 in der Zeitschrift *Die Grenzboten* publizierte. Den Begriff ›Heimatschutz‹ verwendete er erstmals in dem Jahr als feststehende Formulierung, in dem laut dem Heimattheoretiker Adolf Bartels auch der Begriff ›Heimatkunst‹ erfunden wurde.<sup>687</sup> Auch seinen neuen Beitrag verstand Rudorff – wie die vorherigen Artikel im *Rheinischen Pionier*, in der *Post* und den *Preußischen Jahrbüchern* – als Beitrag zur ›sozialen Frage‹. Erneut hob er die sozialpolitische Bedeutung der Landschaftsgestaltung hervor. »Es ist der Fluch der Gegenwart«, so Rudorff, »daß sie nichts kennt außer dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt, während doch dem sozialpolitischen und sozialetischen bei weitem die erste Stelle gebührt«.<sup>688</sup> Rudorff blieb seiner bereits skizzierten sozialpolitischen Strategie treu. Auch in den *Grenzboten* zeigte sich, dass das, was zunächst nach Kapitalismuskritik klang, im Wesentlichen eine Kritik an der sich vollziehenden Emanzipation des ›vierten Standes‹ war. Seinen Aufsatz »Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur« verfasste er als indirekte Streitschrift gegen die Sozialdemokratie. Zwölf Jahre später wandte er sich vor dem *Allgemeinen Deutschen Verein* gegen den »Zukunftsstaat der Sozialdemokratie«,<sup>689</sup> weitere fünf Jahre später rief er im »Heimatschutz«-Aufsatz zum Kampf gegen die »Ideen der roten Internationale«<sup>690</sup> auf:

»Ja noch mehr: wir arbeiten den Ideen der roten Internationale mit unsrer Gleichmacherei geradezu in die Hände. Es ist bezeichnend, daß die Vaterlandslosigkeit fast ausschließlich in den Fabrikbezirken großgezogen wird. Was giebt es auch an vaterländischen Gütern besondres zu schützen, wofür das Leben einzusetzen wäre, wenn jede Eigenart der Heimat in ihrem landschaftlichen und geschichtlich gewordnen Charakter, jede Volkstümlichkeit und Besonderheit in Wesen, Sitte und Erscheinung vertilgt wird?«<sup>691</sup>

Rudorff aktualisierte seine Argumentation, indem er neue Entwicklungen und Autoren des Volkstumsdiskurses berücksichtigte; inhaltlich wich der Aufsatz allerdings nicht wesentlich von den vorhergegangen ab. Obwohl er durchaus Themen aufgriff, die noch heute breiteren Zuspruch finden dürften – den Schutz bedrohter Tierarten, die Nutzung regenerativer Baustoffe, den Denkmalschutz und den Umgang mit Allgemeingütern (Allmenden), um nur einige zu nennen –, verlagerte er sowohl Ursache als auch Lösung der angesprochenen Probleme ins Feld des Volkstumsnationalismus. Veränderungen im Landschaftsbild, die er als negativ wahrnahm, beschrieb er nach wie vor als

Symptome einer in Auflösung befindlichen ›natürlichen‹ Gesellschaftsform ›germanischen‹ Ursprungs. Als Schuldigen für die vermeintliche Zerstörung von Landschaft und Gesellschaft benannte er – latent antisemitisch – den ›fremden‹ Geist des modernen Materialismus, der alles der Herrschaft wirtschaftlichen Denkens unterwerfe. Gegen die vermeintlich volksfremden Einflüsse setzte Rudorff wiederum auf eine Belebung und Stärkung der Idee des ›germanischen Volkstums‹.

Bemerkenswert war die Bedeutung eines Autors, der in den früheren Texten Rudorffs lediglich indirekt zitiert wurde: Wilhelm Heinrich Riehl,<sup>692</sup> dessen *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik* den »interpretatorischen Rahmen«<sup>693</sup> für den Heimatdiskurs bereitstellte, kam nun eine tragende Rolle zu. Gleich in mehrfacher Hinsicht – bezüglich der Modernekritik, der Volkstums- und Standestheorie – wurde Riehl zur wichtigen Referenz.<sup>694</sup> Auch den *Grenzboten*-Text stellte Rudorff indirekt in einen parteipolitischen Zusammenhang. Über mehr als eine Seite hinweg zitierte er – unverkennbar affirmativ – eine neoständische Gesellschaftsvision Riehl'scher Art aus der *Deutschen Tageszeitung des Bundes der Landwirte*,<sup>695</sup> einer der *Deutschkonservativen Partei* nahestehenden agrarpolitischen Organisation, die den Antisemitismus schon früh politisch instrumentalisierte und einen »prinzipiell modern[en] und rassistisch[en] [Antisemitismus]« vertrat.<sup>696</sup> Diese Festlegung relativierte er nur scheinbar dadurch, dass er ebenso bejahend eine lange Passage aus einem Roman der unter dem Pseudonym George Sand schreibenden Autorin Aurore Dupin (1804–1876) präsentierte,<sup>697</sup> die als eher sozialistisch orientiert galt. Auch Fachautoren aus dem Architekturbereich band er nun – über Camillo Sitte hinaus – in seine Argumentation ein.

Die programmatische Kontinuität von Rudorffs Aufsätzen spiegelt sich zunächst in der Wahl der Publikationsorgane wider. Er entschied sich für die *Grenzboten*, eine Zeitschrift, die – so Knaut – in der »wilhelminischen Reformbewegung stark rezipiert« wurde.<sup>698</sup> Lange Zeit wurde sie vom Literaturprofessor Julian Schmidt (1818–1886) und dem Schriftsteller Gustav Freytag (1816–1895) geleitet, die Rudorff aus seinen Leipziger Tagen persönlich kannte.<sup>699</sup> Die *Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst* entwickelte gerade in dieser Zeit ein bedeutendes literarisch-ästhetisches Profil. Doch waren die wegen ihrer Einbandfarbe sogenannten *Grünen Blätter* in erster Linie ein politisches Magazin.<sup>700</sup> Als solches vertraten sie unter ihrem Gründungsherausgeber Ignaz Kuranda (1811–1884) zunächst einen großdeutschen Nationalismus, der ein deutsches Reich unter Einbezug Österreichs anstrebe. Seine Nachfolger Freytag und Schmidt machten die *Grenzboten* ab 1848 »zum führenden Organ der rechtsliberal-kleindeutschen Strömung«.<sup>701</sup> Sie verstanden es, so Wehler, das »deutsche Bürgertum zu National- und Selbstbewußtsein zu erziehen, seine politische Überzeugung und Loyalität an ein liberales preußisches Machtzentrum zu binden«.<sup>702</sup> Ab 1871 übernahm der Verleger Friedrich Wilhelm Grunow (1816–1877) die *Grenzboten*, die man nach Wehlers Beschreibung auch als Journal zur Nationalisierung des Bürgertums bezeichnen könnte, in alleiniger Regie.<sup>703</sup> Spätestens ab diesem Zeitpunkt standen sie im Ruf, ein »Organ der preußischen Regierung«<sup>704</sup> zu sein. Ihre Ausrichtung auf die Regierung Bismarck wurde unter der Leitung von Johannes Grunow (1845–1906), der 1878 den Verlag seines Vaters übernahm, verstärkt – die Zeitschrift wurde »bismarckisch«, wie Johannes Grunow selbst sagte.<sup>705</sup> Während Treitschke in den *Preußischen Jahrbüchern* 1880 versuchte, den Antisemitismus

debatten- und salonfähig zu machen, lieferte der Publizist Moritz Busch (1821–1899) mit Wissen Bismarcks in den *Grenzboten* eine offen rassistische Interpretation der ›Judenfrage‹.<sup>706</sup> Sowohl die *Grenzboten* als auch die von Freytag mitgegründete Zeitschrift *Im neuen Reich* bildeten im ›Antisemitismusstreit‹ von 1880 antisemitische »Extreme« der Auseinandersetzung.<sup>707</sup> Die Zusammenarbeit zwischen der Zeitschrift und der Regierung Bismarck erfolgte indessen nicht auf rein ideeller Basis. Bereits für das Jahr 1869 sind materielle Zuwendungen belegt, die auch in der Folge nicht abbrachen.<sup>708</sup> Doch obwohl die Treue, die »seine Leute«<sup>709</sup> dem ›Eisernen Kanzler‹ (und späteren Ehrenmitglied des *Alldeutschen Verbandes*) entgegenbrachten, angeblich über seinen Rücktritt und Tod hinausreichte, machten die *Grenzboten* nach Bismarcks Demission dessen »Opposition«<sup>710</sup> gegen den Kaiser nicht mit. Sie unterstützten die ›Sozialpolitik‹ der Regierung Wilhelms II. »nach Kräften, aus Überzeugung, unabhängig wie immer«.<sup>711</sup>

Als Rudorff 1897 den »Heimatschutz«-Aufsatz veröffentlichte, richteten die *Grünen Blätter* unter dem Eindruck des massiven, aber erfolglosen Hamburger Hafenarbeiterstreiks von 1896/97 ihren Kurs in der ›sozialen Frage‹ neu aus.<sup>712</sup> Von einer stärker reformorientierten Haltung, wie sie beispielsweise weiterhin in den mittlerweile von Delbrück herausgegebenen *Preußischen Jahrbüchern*<sup>713</sup> vertreten wurde, gingen sie zu einer eher repressiven Haltung über. Auch manifestierte sich erneut die Nähe Rudorffs zur alldeutschen Bewegung. Nach 1897 tendierte die Zeitschrift – so Erich Kundel – insgesamt »zu einem völkischen Nationalismus, dessen Grundaussagen eng an die Publizistik des Alldeutschen Verbandes angelehnt waren«.<sup>714</sup> Es bestand jedoch nicht nur eine politische, sondern auch eine ›wissenschaftliche‹ Nähe zu den *Grenzboten*. In dieser Zeit wurden sie zum »Sprachrohr«<sup>715</sup> der Ideen Ratzels (Gründungsmitglied von *Alldeutschem Verband* und *Bund Heimatschutz*), die eine pseudo-naturwissenschaftliche Begründung der Konzepte von Weltpolitik und Heimatkunde lieferten.

Die sozialpolitische Wende wurde von der alten Leserschaft anfangs allerdings nicht mitgetragen, und so wandte sich Johannes Grunow erneut mit der Bitte um »Protektion und direkte Unterstützung«<sup>716</sup> an die preußische Regierung. Die Regierungsnähe dürfte auch die selbstgestellte Aufgabe bestimmt haben, auf »solche Keime der Selbsthilfe, der thätigen Nächstenliebe, der körperschaftlichen und Vereinsthärtigkeit, die Schutz, Pflege und Förderung verdienien, hinzuweisen«,<sup>717</sup> um den Idealismus, das heißt das Volkstumsbewusstsein, im Volke zu fördern. Johannes Grunow, der Subskribent des *Heimatschutz*-Aufrufs war, ging anscheinend davon aus, dass der *Bund Heimatschutz* ebenfalls die Interessen der Regierung unterstützen würde.

In Übereinstimmung mit dem Konzept der ›sozialen Monarchie‹<sup>718</sup> einem reformkonservativen Konzept, das durch die »aktive Vermittlung des Souveräns in sozialen Fragen charakterisiert wurde«,<sup>719</sup> propagierten die *Grenzboten* die Volkstumsidee und wandten sich wie Rudorff gegen ›vaterlandslose Gesinnung‹ und universalistisches Gedankengut.<sup>720</sup> Wie er selbst sahen die *Grenzboten* die ›natürliche Gesinnung‹ durch einen zersetzenden Materialismus bedroht und überlegten sich Strategien, die Arbeiterschaft auf andere Gedanken zu bringen. Der Heimatschützer Rudorff fand in Johannes Grunow, der »die politische Richtung« der Zeitschrift vorgab,<sup>721</sup> insofern einen idealen Herausgeber. Zwar wurde Grunow in seiner Zeitschrift als jemand dargestellt, dem das »Bekenntnis zur Sozialpolitik« und »für die Arbeiterkreise«<sup>722</sup> als Leitlinien seiner Herausgeberschaft galten.<sup>723</sup> Doch schloss dies mitnichten das Bekenntnis zur

politischen Selbstbestimmung der Arbeiter ein, wie das Editorial des »Heimatschutz«-Erscheinungsjahres mit dem Titel »Innere Politik oder äußere?«<sup>724</sup> offenbarte:

»Das Wort ›Sozialisten‹ hat für uns den gehässigen Klang verloren, den es von 1878 her hatte; im Gegenteil, wir lieben das Wort, wir spielen damit wie Knaben mit Früchten, die eben noch verboten waren. Einige von uns nennen sich christlich-sozial, andre deutsch-sozial, noch andre national-sozial, ja manche scheuen sich sogar nicht, sich als Demokraten zu bekennen. Somit wären sie denn Sozialdemokraten. Und dennoch trennt uns ein Schlachtfeld von der Partei, die eigentlich diesen Namen führt. Ein Wort ist es, das uns grundsätzlich und immer von jenen Sozialdemokraten scheiden wird, das Wort ›Revolution‹.«<sup>725</sup>

Es war jedoch nicht nur die Angst vor der Revolution, die den sich selbst etwas polemisch als ›wissenschaftlichen Sozialisten‹<sup>726</sup> bezeichnenden Autor von den eigentlichen Vertretern des ›vierten Standes‹ trennte. Der Umgang mit dem Wort ›Sozialismus‹ war tatsächlich nur ein spielerischer – wie die *Grenzboten* im zitierten Editorial schrieben –, denn unabhängig von der Wahl der Mittel – Reform oder Revolution – wiesen sie jeden Verdacht zurück, dass es sich beim wissenschaftlichen Sozialismus um eine Form von Antikapitalismus handeln könnte: »Noch ein zweites Wort ist es, das die sozialdemokratischen Köpfe heiß macht: das Wort ›Kapitalismus‹, oder, schärfer zu bestimmen, was gemeint ist: Privatkapital. Auch dieses Wort sollte eine Lösung sein, die jene alten Sozialdemokraten und uns scheidet wie zwei feindliche Heere.«<sup>727</sup>

Der weitere Verlauf des Textes zeigt, dass der Unterschied zur eigentlichen Arbeiterbewegung im Glauben an die Existenz einer bestimmten Art von ›natürlicher Ordnung‹ lag. Um diese nachdrücklich darzustellen, bemühten die *Grenzboten* Friedrich Nietzsche:

»Keine Kultur, sagt Friedrich Nietzsche irgendwo, ohne Sklaverei, und wo eine feinere Kultur gegründet werden soll, da handelt es sich immer nur um eine feinere, verstecktere Art von Sklaverei.« Der antike Herr ließ einen Teil seiner Sklaven das Notwendige hervorbringen, andre dienten seinem Wohlleben. Ebenso ist es noch heute. Hier sind die Lohnarbeiter, die das Notwendige hervorbringen, dort die, die die Luxusgüter schaffen, und zwar für die, die nach dem Ausdruck der Engländer das command of labour haben, für die Herren der Arbeit. Wer dem Volke vorredet, es könnte seine Herren loswerden, verspricht ihm zu viel.«<sup>728</sup>

Treitschkes berüchtigte Formulierung, dass ›die Millionen‹ arbeiten müssten, damit ›einige Tausend‹ Regierende und Kulturschaffende ihrer Beschäftigung nachgehen könnten,<sup>729</sup> wurde hier noch übertroffen. Das war nicht nur eine offene Absage an ein sozialistisches Gesellschaftsmodell, sondern an jegliches humanistisches Ideal. Der Sozialismusbegriff war damit seines wesentlichen Inhalts entleert und wurde offensichtlich nur zu Propagandazwecken eingesetzt.

Das Bekenntnis der *Grenzboten* zum Kapitalismus schien in schroffem Widerspruch zu ihrem gleichzeitigen ›Bekenntnis zur Sozialpolitik‹ zu stehen. Es harmonierte auch nicht recht mit der Feststellung, dass die »Bewegung des vierten Standes ihre innere Berechtigung«<sup>730</sup> habe. Noch sieben Jahre zuvor hatte Johannes Grunow ein erschre-

ckendes Bild der deutschen Verhältnisse gezeichnet, das an die Beschreibung der Zustände erinnert, die Rocker aus London gab.<sup>731</sup> So schrieben die *Grenzboten*:

»Während die Städte von Palästen und Museen prangen, die alten schmucklosen Häuser unsrer Väter himmelhohen glänzenden und üppigen Prachtbauten Platz machen, lebt die Mehrzahl der Menschen von Licht und Luft, Wald und Feld abgeschlossen in Löchern und Winkeln zusammengepfercht, in Wohnstätten, die kein ›rationeller‹ Landwirt als Viehstall benutzen möchte, in denen die Gesundheit der Erwachsenen untergraben wird, und die Kinder leiblich und sittlich verkommen und verderben.«<sup>732</sup>

Der Widerspruch zwischen einer Idealisierung der ›Sklavengesellschaft‹ einerseits und dieser scharfen Kritik an den Wohnstätten des ›Proletariats‹ andererseits kennzeichnete den sozialpolitischen Entwurf des *Grenzboten*-Artikels. Zwar wurde vorgeschlagen, die Basis der »Herren« zu verbreitern – erinnert sei an Rudorffs rhetorische Forderung, jeder Arbeiter solle ein Stückchen Land besitzen: »Mit ein bischen Besitz und ein bischen Behagen«, würde sich auch in der Arbeiterschaft »der kleine Hochmut des Besitzes, die friedfertige Bequemlichkeit, das Mißbehagen an der brotlosen Kunst der Politik«<sup>733</sup> einstellen (Patrut nennt dies »ein Programm zur ›Versittlichung‹ der Arbeiterklasse bei gleichzeitiger Entpolitisierung«<sup>734</sup>). Doch schien dem *Grenzboten*-Autor eine andere Lösung attraktiver. Die Antwort auf die eingangs gestellte Titelfrage »Innere Politik oder äußere?« lag in der Verlagerung der innenpolitischen Probleme in den außenpolitischen Bereich: »Wenn nun im Volke selbst nicht genug vorhanden ist, alle Kinder glücklich zu machen, sollte man da die Reichtümer nicht jenseits der Grenzen suchen?«<sup>735</sup> Diese vom Autor zustimmend beantwortete Frage sah nichts weniger vor, als das darwinistisch geprägte Ordnungsmodell im Innern auf die außenpolitischen Beziehungen zu projizieren. Der Artikel gab die politische Hoffnung der *Grenzboten* wieder, dass sich durch ›Weltpolitik‹ – das heißt: durch die Eroberung von Kolonien – innenpolitische Stabilität von selbst ergeben würde.<sup>736</sup> Mithilfe der eroberten Reichtümer sollte einerseits die Situation im Inneren befriedet werden, andererseits verbarg sich hinter dem Verweis auf das englische »command of labour«<sup>737</sup> auch die Erwartung einer »feinere[n], verstecktere[n] Art von Sklaverei«:<sup>738</sup> die diskrete Disziplinierung ›unbelehrbarer‹ Arbeiter in den abgeschlossenen Räumen der Flotte und der Kolonien.<sup>739</sup>

Das aufgezeigte Spektrum, das von der antisemitischen Stoecker-Partei bis zu Naumanns Nationalsozialen Verein reichte und sich zur Weltpolitik als Mittel der Sozialpolitik bekannte, war ein Vorbote der kommenden ›Sammlungspolitik‹. Hinter diesem Konzept verbarg sich – so Wehler – eine weitgespannte, von Kaiser und Regierung geförderte Koalition zur »Ablenkung des ›revolutionären Elements‹ in den Imperialismus«.<sup>740</sup> Wie Wehler weiter schreibt, enthülle die »wilhelminische ›Weltpolitik‹ [...] erst unter dieser Perspektive des Sozialimperialismus ihren eigentlichen Sinn, ihre tiefen Antriebskräfte«.<sup>741</sup> Doch lag der eigentliche Schlüssel zum ›Sozialimperialismus‹ auf dem Gebiet der – wie Wehler es nennt – »nationalideologischen Integrationswirkung«.<sup>742</sup> In einem ergänzenden, ebenfalls namentlich nicht gekennzeichneten Artikel zur gleichen Problematik verlangten die *Grenzboten*, durch »die Erhebung und Stärkung des Nationalgeistes«<sup>743</sup> im Umgang mit der Sozialdemokratie »an Stelle der bloßen Negation Positives dem Positiven entgegenzusetzen«<sup>744</sup> (wie rund zwei Jahrzehnte zuvor die *Post*). Dieses ›Positive‹ war der ›nationale Gedanke‹. Ein Ziel war

die Stärkung des Nationalstolzes durch das Postulat der vermeintlichen Überlegenheit des ›deutschen Wesens‹. »Jedermann«, versicherte der Leitartikel etwas treuherzig, ›auch der geringste, der den deutschen Namen trägt, soll dieses Namens wert sein. Das ist das Ideal unseres nationalen Sozialismus.‹<sup>745</sup> Allerdings untermauerten die *Grenzboten* ihr ›national-sozialistisches‹ Ideal nicht bloß weltpolitisch. Komplementär zur Weltpolitik bediente Johannes Grunow mit der Veröffentlichung von Rudorffs Artikeln auch das Feld der Heimatpolitik, das die Nationalisierung des Proletariats vom Heimatboden aus stützen sollte.

Angesichts ihrer volkstumspolitischen Ausrichtung überrascht es nicht, dass die *Grenzboten* in einem 1903 erschienenen Überblick über »[d]ie Nationale Bewegung« neben den einschlägigen Zeitschriften *Der Türmer*,<sup>746</sup> *Deutsche Zeitschrift*,<sup>747</sup> *Deutsche Erde*,<sup>748</sup> *Deutsche Heimat*<sup>749</sup> und *Deutschland*<sup>750</sup> als Organ angepriesen wurden, das sich bemühte, die ›nationale Weltanschauung‹<sup>751</sup> durchzusetzen.<sup>752</sup> Als bildungsbürgerliche Organe, die Rücksicht auf die traditionellen christlichen und humanistischen Vorstellungen ihres Zielpublikums nahmen, betrieben diese Zeitschriften das Vorhaben jedoch nur innerhalb gewisser Grenzen. Sie verwahrten sich in der Regel gegen den Vorwurf des Chauvinismus oder der Deutschtümelei; der Antisemitismus wurde durch rhetorische Volten verdeckt – wie die, ›bei Gott keinen Antisemitismus treiben‹ zu wollen, um zugleich der Abneigung gegen das Mitwirken von ›fremd denkend oder mitfühlenden Darstellern‹ in ›deutschesten‹ Theaterrollen Ausdruck zu geben.<sup>753</sup> Mit dieser Taktik grenzten sie sich gegen radikalere völkische Magazine wie *Odin*, *Heimdall* oder auch Theodor Fritschs *Hammer* ab. Doch kam es – wie Stefan Breuer mit Blick auf die *Grenzboten* bemerkte – ›hier immer wieder zu Grenzverwischungen‹.<sup>754</sup>

Der Georg Heinrich Meyer Verlag, der Rudorffs »Heimatschutz«-Aufsatz in einer erweiterten Version als Monografie veröffentlichte, war ebenfalls im publizistischen Segment des Volkstumsnationalismus aktiv. Georg Heinrich Meyer (1872–1931) verlegte zeitweise zwei der oben erwähnten einschlägigen Zeitschriften: *Deutsche Heimat*<sup>755</sup> und die von Ernst Wachler (1871–1945) herausgegebene *Deutsche Zeitschrift*.<sup>756</sup> Nach Knaut bildete die *Deutsche Heimat* den »Höhepunkt« der literarischen Heimatkunst, die sich ab 1895 formierte und ›bis 1914 in der allgemein völkisch-patriotischen Bewegung‹ aufging.<sup>757</sup> Wie Johannes Grunow verfolgte auch Meyer das Ziel, mit seinen Publikationen das Volk zum Volkstum zu erziehen. Allerdings trat die metaphysische Dimension des Volkstumsnationalismus in den eher kulturell ausgerichteten Magazinen unverhüllter als in den *Grenzboten* zutage. Sie bildeten ein religiöses Komplementärstück zu den eher politisch ausgerichteten Zeitschriften. Der Georg Heinrich Meyer Verlag und sein Umfeld, zu dem auch die Verlegerfreunde Eugen Diederichs (1867–1930)<sup>758</sup> und Ferdinand Avenarius (1856–1923) gehörten, bemühten sich aktiv um eine religiöse Grundlegung des Deutschtums. Das Christentum nahm bei diesen Versuchen, die häufig an eine nationalistische Interpretation Luthers anknüpften, eher eine Mittlerposition ein. Einen Einblick in den Stand der Volkstumstheologie rund fünfzig Jahre nach Hundeshagens *Deutschem Protestantismus* gibt ein von der *Deutschen Heimat* veröffentlichtes ›Glaubensbekenntnis‹.<sup>759</sup>

Zunächst ist festzustellen, dass Autoren der *Deutschen Heimat* auch ihre religiöse Überzeugung grundsätzlich auf der Lehre vom Daseinskampf aufbauten; so inter-

pretierten sie beispielsweise Religion als »inneres Leben, als die spezifische Form des Lebens und Lebenskampfes auf der Entwicklungsstufe des geistig gewordenen Menschen«.<sup>760</sup> Im Beitrag »Auch ein Glaubensbekenntnis. Offener Brief an Arthur Bonus« präsentierte die Zeitschrift mit lockerem Bezug auf den damaligen ›Harnackianer‹ Arthur Bonus (1864–1923),<sup>761</sup> der wie Rudorffs Mitstreiter Wolzogen maßgeblich am Projekt der ›Germanisierung des Christentums‹ mitarbeitete, eine Religionsskizze in zehn Paragrafen.<sup>762</sup> Ähnlich wie bereits fünfzig Jahre zuvor Hundeshagens *Deutscher Protestantismus* versuchte dieses Bekenntnis, den Spagat zwischen dem christlichen Universalismus und dem Ungleichheitsdogma der Volkstumstheologie zu meistern. So sei der »gesamte Kosmos« – wie die *Deutsche Heimat* schrieb – »von dem einen göttlichen Atem belebt«, weswegen es nur eine einzige »Religion« geben könne. Diese kosmisch-universalistische Rahmenerzählung entspreche der »Jesusbotschaft«.<sup>763</sup> Auf die kosmische Vision folgte umgehend die im völkischen Kontext unvermeidliche Einschränkung, die den universalistischen Grundgedanken in sein Gegenteil verkehrte: Aus organisatorischen Gründen bedürfe die Einheitsreligion eines »notwendigen Gefüges von Formen, Kultusarten und Dogmen, deren Gepräge von der jeweiligen sprachlichen und geistigen Reife eines Volkes oder einer Zeit« und einer staatlichen Ordnung bedingt sei<sup>764</sup> – womit die »Jesusbotschaft« wieder an ein bestimmtes Volkstum und dessen spezifische »Reife«<sup>765</sup> und Ausprägung zurückgebunden war. Man bekannte sich zwar pro forma zum Christentum. Tatsächlich aber wurde es in der *Deutschen Heimat* – analog zum ›Sozialismus‹ in den *Grenzboten* – zur leeren Hülle. In der Praxis trat das sozialdarwinistisch grundierte Volkstum in den Vordergrund. Auch der Zugang zum ›wahren Glauben‹ folgte der Systematik des Volkstums: Es sei »auf unabsehbare Zeit Sache nur Einzelner [...] zum Durchschauen der Formen zu reifen« und die religiösen Formen weiterzuentwickeln; die Weiterentwicklung sei »der wahre Gottesdienst des künstlerisch-religiösen Menschen der That, des Wortes und des Kunstwerkes«.<sup>766</sup> Auch hier bedurfte es wieder des besonderen Sehers, um die ›wahre Religion‹ zu erkennen.

Das »Glaubensbekenntnis« aus Georg Heinrich Meyers *Deutscher Heimat* wurde etwas ausführlicher behandelt, weil auch Rudorffs weltanschaulich-religiöse Übereinstimmung mit dem »Heimat-Kreis[]«<sup>767</sup> enger war als gemeinhin wahrgenommen. Rudorff hielt sich mit eindeutigen Äußerungen zum ›deutschen Glauben‹ zurück. Doch verlangte die Systematik des deutschen Volkstums seit Jahn eine Religion, die der vermeintlichen Eigenart des Volkes entsprach. Eine universalistische Religion stünde hierzu in einem prinzipiellen Widerspruch. In Rudorffs Aufsätzen schien diese Überzeugung regelmäßig durch. In den *Preußischen Jahrbüchern* sprach er von einem deutschen Volkstum, dessen Wurzeln in »Wodans heilige[n] Eichenhaine[n]«<sup>768</sup> lägen. Die Erstpublikation des »Heimatschutz«-Essays in den *Grenzboten* enthielt sich einer expliziten Sakralisierung des Germanentums, doch überraschte Rudorff mit einer Aufforderung an die »sogenannten christlichen Kreise[]«, die »die einzig richtige Verwendung überflüssiger Kräfte und Gelder in der Erfüllung christlicher Liebesaufgaben erblicken«<sup>769</sup> würden, ihre finanziellen Mittel künftig für die Stärkung des Volkstums einzusetzen. Das Volkstum war der Maßstab zur Definition des ›wahren‹ Christentums; die Verachtung der (christlichen) Nächstenliebe war in völkischen Kreisen weit verbreitet, da sie die Kernsubstanz von Volkstum und ›Rasse‹ schwächen würde. In der Buchausgabe verankerte Rudorff das Volkstum mit Bezug auf den katholischen

Pfarrer und Volkstumsaktivisten Heinrich Hansjakob (1837–1916)<sup>770</sup> erneut in einem germanischen Mythos:

»In der altdeutschen Sage,« sagt der Pfarrer Hansjakob, »ist der Baum, welcher alles erhält, die Weltesche. Geheiligte Jungfrauen, Nornen genannt, begießen sie mit Wasser aus der heiligen Quelle Urda. Diese Weltesche ist unser Volkstum, und die zwei Nornen, welche es begießen müssen, damit seine Wurzeln nicht verdorren, heißen Poesie und Religion. Beide werden in unseren Tagen an ihrer Arbeit gestört vom Zeitgeist und von der Kultur. Diese schütten ihr Giftwasser an die Wurzeln des Volkstums, und mehr und mehr will es drum absterben. Ist aber des Landvolk jenen beiden Génien entfremdet, sind beide verjagt, dann stürzt die Weltesche und wird unter ihren Trümmern alles begraben in der menschlichen Gesellschaft.«<sup>771</sup>

Rudorffs intellektuelle Nähe zu den neureligiösen Vorstellungen des *Heimat*-Kreises zeigte sich jedoch nicht nur in Bezug auf die ›Germanisierung des Christentums‹. Er hielt sich offensichtlich selbst für einen jener ›künstlerisch-religiösen Menschen der That, des Wortes und des Kunstwerkes‹, die in der *Deutschen Heimat* beschrieben wurden.<sup>772</sup> Wenn Rudorff die ›Entzauberung‹ der deutschen Landschaft durch deren großflächige touristische Erschließung als »eine Versündigung an dem edelsten, innerlich kräftigsten, in seinem Empfindungsleben noch ungebrochenen Teil der Nation« darstellte,<sup>773</sup> beklagte er ein Schicksal, das er offensichtlich als sein eigenes empfand. Den Naturgenuss stilisierte er unter ausufernder Verwendung religiösen Vokabulars zu einem ›wahren Gottesdienst‹, einer »Versetzung in die Gleichniswelt der Schöpfung, in die unendliche Poesie göttlicher Offenbarungen«.<sup>774</sup> Weiter schreibt er in der 1901 erweiterten Version des Aufsatzes:

»Der Naturgenuss ist darum der Andacht verwandt, und gehört, wie sie, seinem innersten Wesen nach der Einsamkeit an. [...] Jedes unwürdige Betragen anderer aber, jede Entweihung der Stätte und des Augenblicks muß auf das Peinlichste empfunden werden, weil durch sie alle Vorbedingungen zerstört werden, deren die Seele zur Sammlung bedarf. Ganz ähnlich steht es mit der poetischen Naturstimmung. [...] Da wäre nicht mehr das Bild einer großen Gemeinde am Platze, sondern nur noch das vom Tempel, in dem Wechslerische und Krämerbuden aufgeschlagen worden sind, die nichts anderes verdienen als umgestoßen zu werden. Wahre tiefe Naturempfindung ist eben leider ungefähr ebenso selten wie echte Frömmigkeit.«<sup>775</sup>

Die nationale Landschaft war für Rudorff nicht nur Tempel und Andachtsraum des deutschen Volkstums, sondern selbst Gegenstand der Anbetung.

## Gründungsphase

### Gründungsnetzwerk

Das Erfolgsgeheimnis der Idee einer Nationallandschaft lag in der Einbettung in ein politisch-theologisches Konstrukt. Zwar blieb der Aufruf in den *Grenzboten* 1897 zunächst ohne öffentliche Resonanz. Doch als der Verleger Georg Heinrich Meyer den überarbeiteten und erweiterten »Heimatschutz«-Essay vier Jahre später in Buchform herausgab,<sup>776</sup> gewann die Vereinsgründung an Dynamik. In seinen Verlagsräumen fand

im Frühjahr 1901 das erste bekannte Gründungstreffen statt. Nach Mielkes Darstellung ergänzten recht bald Heyck, der 1902 Meyer als Herausgeber der *Deutschen Heimat* folgte, sowie der preußische Baubeamte Oskar Hoßfeld (1848–1915) den Kreis.<sup>777</sup> Das Umfeld des Georg Heinrich Meyer Verlags, für den, wie erwähnt, auch Robert Mielke schrieb, kann insofern als eine Keimzelle der Heimatschutz-Organisation betrachtet werden. Bereits die Gründungsvorbereitungen genossen Unterstützung von Staatsseite. Hoßfeld war Geheimer Oberbaurat und vortragender Rat im Ministerium der Öffentlichen Arbeiten, Herausgeber des *Zentralblatts der Bauverwaltung* sowie der im Jahr zuvor gegründeten Zeitschrift *Die Denkmalpflege* und als solcher der zuständige Vertreter der Regierungsbehörden für Heimatschutzangelegenheiten. Da der Verleger Georg Heinrich Meyer und sein Geschäftspartner Franz Wunder sich recht bald zurückzogen, führten Rudorff, Mielke und Hoßfeld die Vorbereitungen vorwiegend allein weiter.

Gemeinsam bestimmten sie den Kreis der rund zweihundert Personen, die den Gründungsaufruf unterschreiben sollten. Diese Auswahl, die, wie Mielke schrieb, »der Bewegung von großem Nutzen, die aber unter Umständen auch eine Gefahr für seine Entwicklung hätte[] sein können«,<sup>778</sup> wurde sehr sorgfältig vorgenommen. Anhand der Unterzeichnerliste (s. Anhang) lässt sich eine weitere programmatische Verortung des Heimatschutzes vornehmen. Der Verleger Eugen Diederichs, der sich mit entsprechenden Publikationen sowohl um die Volkstumsbewegung wie um die ›Germanisierung des Christentums‹ bemühte,<sup>779</sup> und Ferdinand Avenarius, der »Herausgeber des Kunstmärkte, eines der wichtigsten Organe völkischer Kulturkritik«,<sup>780</sup> waren genauso vertreten wie mit Gustav Frenssen (1863–1945), Lienhard, Wachler und Wolzogen einige der einflussreichsten ›Volkstumstheologen‹. Sie verfolgten, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen, ähnliche Ziele wie Rudorff. Wachler beispielsweise hob zwar für das Projekt eines Freilufttheaters in Thale hervor, dass die »Eigenart unseres Theaters [...] nun darin [besteht], daß es von der Natur selbst gebildet wird, unter freiem Himmel spielt und derart in die Landschaft eingebaut ist, daß diese selbst Rahmen und Hintergrund für die Vorstellung abgibt«.<sup>781</sup> Doch es war nicht nur die Natur, sondern ebenso ihr heidnisch-germanischer Zusammenhang, der den Ort für Wachler reizvoll machte. Wie er in einem Unterstützungsaufruf 1903 schrieb, erhalte Thale seine Bedeutung

»daraus, daß unmittelbar dabei, am Rande desselben Hanges, der altheilige Opferstein mit Becken und Hakenkreuz gefunden ward, der jetzt in der Walpurgishalle liegt: an einer uralten Feuer- und Kultusstätte. Der nahe Steinwall schirmte das Heiligtum. Ist es zu kühn, auf diesem geweihten Boden wiederum die heiligen Feuer zu entzünden?«<sup>782</sup>

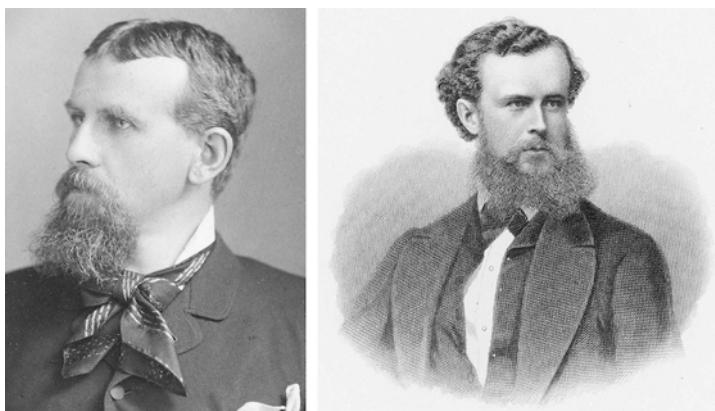
Vom Theaterbetrieb neben »altheilige[m] Opferstein« und »Hakenkreuz« erhoffte er sich »eine Wiedergeburt unserer ursprünglichen Welt- und Lebensanschauung, [...] eine Verjüngung des Deutschtums«.<sup>783</sup> Ideelles Vorbild für diese halbkultischen Theaterversuche war Richard Wagner (1813–1883). Allerdings solle sich der Aufführungsbetrieb anders als in Bayreuth nicht an die Gebildeten, sondern an das ›einfache Volk‹ wenden. Wachlers Aufruf zum Harzer Bergtheater unterstützten allein zehn Subskribenten des *Heimatschutzes*.<sup>784</sup> Die Autoren, deren Theaterstücke dort gespielt werden sollten – Heinrich Sohnrey (1859–1948), Lienhard, Wolzogen und Wachler selbst – wa-

ren sämtlich auf der Heimatschutz-Aufrufliste vertreten. Der mit Mielke befreundete Sohnrey war sogar in die Gründungsvorgänge beratend einbezogen.<sup>785</sup> Auf den Namen des Heimatautors Lienhard, der die deutsche Nation ebenfalls sakralisierte, hatte der Vorbereitungszirkel besonderen Wert gelegt.

Rudorff selbst war indessen weder ein Anhänger Wagners noch des Bergtheaters Thale, von dem er sich in einer Passage, die er 1904 in eine Neuauflage seines *Heimatschutz*-Buches einfügte, deutlich distanzierte: »Nur auf dem Boden gänzlichen Verkennens dessen, was der Natur ihren Zauber und ihren Wert verleiht, können der gleichen Geschmacksverirrungen erwachsen.«<sup>786</sup> Doch zeigte die Kooperation beim Aufruf, dass man sich über Unstimmigkeiten dieser Art hinwegsetzte, um das grundsätzliche Ziel – die ›Wiedergeburt eines deutschen Volkstums‹ mit einem mehr oder weniger vagen Bezug zu einer ›germanischen Urnatur‹ – zu erreichen.

Die Gruppe der ›Volkstumstheologen‹ wurde ergänzt durch weitere Heimatschriftsteller, -maler und -architekten, die das ›deutsche Volkstum‹ und die ›deutsche Heimat‹ schon länger beschrieben, malten und idealisierten, wie die Worpsweder Maler Carl Vinnen (1863–1922), Fritz Mackensen (1866–1953), Fritz Overbeck (1869–1909) und Heinrich Vogeler (1872–1942) – einer der wenigen späteren Renegaten des Heimatschutzkreises – oder die bayerischen Heimatarchitekten um Gabriel von Seidl (1848–1913), Theodor Fischer (1862–1938), Hans Grässel (1860–1939), August Thiersch (1843–1916) und Franz Zell (1866–1961), die bereits im *Verein für Volkskunst und Volkskunde*<sup>787</sup> organisiert waren. Fischer und Seidl traten auch in den Vorstand des *Bundes Heimatschutz* ein.<sup>788</sup>

Abb. 18 Subskribenten und ›wissenschaftliche‹ Grundlagenautoren des ›Bundes Heimatschutz‹: links: Friedrich Ratzel (1844–1904); rechts: Felix Dahn (1834–1912)



Obwohl die meisten Unterzeichner im Kulturbereich tätig waren, befanden sich auch Repräsentanten einer ›wissenschaftlichen‹ Grundlegung des Heimatschutzes auf der Aufrufliste. An erster Stelle ist hier Friedrich Ratzel (Abb. 18 links) zu nennen, der – wie Mielke behauptete – den ›Einfluß der landschaftlichen Natur auf den Menschen‹ naturwissenschaftlich fundiert habe.<sup>789</sup> Neben seinem Kollegen Alfred

Kirchhoff (1838–1907), der ebenfalls Heimatschützer war, galt Ratzel als Begründer eines neuen geografischen Paradigmas.<sup>790</sup> »Mit Ratzel« – so Werner Köster – »beginnt eine Form des Denkens, das den ›Raum‹ nicht nur der Sache nach zu einem eigenständigen politischen Faktor erhebt, sondern ihn auch sprachlich in der einschlägigen Weise stilisiert und so einen ›Kult des Raumes‹ pflegt«.<sup>791</sup>

Ratzels »Kult des Raumes« (Köster) legte »die theoretischen Grundlagen für den Bund Heimatschutz wie für die späteren ›Blut-und-Boden-Apologen«, wie Klaus Bergmann feststellt.<sup>792</sup> Die Biogeografie war nach Ratzels Lesart eine »Vereinigung der Pflanzen- und Tiergeographie mit der Anthropogeographie zu [...] einer Lehre von der Verbreitung des Lebens auf der Erde«.<sup>793</sup> Mit pseudowissenschaftlichen Behauptungen wie der, dass das »Volksganze [...] ein Naturganze werden« wolle,<sup>794</sup> und Annahmen wie der Existenz eines »in der Gemeinsamkeit des Bodens liegende[n] geschichtliche[n] Erbe[s]«<sup>795</sup> verlieh er der biologistischen Verschränkung von Natur und Geschichte im heimatschützerischen Landschaftsbegriff scheinbare Legitimität. In seinem Buch *Deutschland. Einführung in die Heimatkunde* betonte er aus einer darwinistischen Perspektive den »Kampf [der Deutschen] um die Erhaltung ihres Volkstums«:

»Die Skandinavier auf ihren dünnbevölkerten Inseln und Halbinseln, die Friesen und Angeln auf Küstensteifen und Inseln konnten sich viel eher gesondert halten; die Deutschen, die sich in Mitteleuropa hielten und ausbreiteten, erfuhren von Anfang an bis heute den Fluch und den Segen der zentralen Lage; sie gerieten in die Umarmung anderer Völker, und ihr Leben wurde in Frieden und Krieg ein Kampf um die Erhaltung ihres Volkstums. In den Schwankungen dieses Kampfes mit Nachbarn aller Art erwuchs aus den alten Deutschen ein andres Volk, die Deutschen von heute.«<sup>796</sup>

Wenn Ratzel schrieb, dass die zeitgenössischen Deutschen im Daseinskampf mit ihren Nachbarn »ein andres Volk«<sup>797</sup> geworden seien, entwickelte er eine vermeintlich wissenschaftliche Variante zu Treitschkes Ordenslandmythos, wonach ein ›neues-Deutschtum in den angeblichen ›Rassenkämpfen‹ der mittelalterlichen deutschen ›Ostkolonisation‹ entstanden sei.<sup>798</sup> Wie Treitschke verwendete er auch den Rassenbegriff, wenn er von den charakterlichen und »körperlichen Merkmalen der germanischen Rasse« schrieb,<sup>799</sup> allerdings ebenso ungenau – offensichtlich sollte vor allem eine alte Idee ›naturwissenschaftlich‹ aktualisiert werden. Trotz aller Veränderungen blieben die Deutschen in solchen Darstellungen entsprechend der Volksgeistidee ein ›natürliches Urvolk‹, das dem ›alten‹ Germanentum, wie es Felix Dahn (Abb. 18 rechts) in seinen Romanen entwarf, sehr ähnlich war. Der Jurist und Amateurhistoriker Dahn, der Ethnograf Richard Andree (1835–1912) und der Historiker Karl Lamprecht (1856–1915) untermauerten die ›Theorie‹ des Heimatschutzes in wesentlichen Teilen.

Auch die Popularisierer der volkstumsorientierten Wissenschaften waren auf dem Aufruf vertreten. Die Liste reicht von Paul Langhans (1867–1952), der neben der *Deutschen Erde* – einer (alldeutschen) Zeitschrift »zur wissenschaftlichen Begründung und Vertiefung der deutschnationalen Bewegung«<sup>800</sup> – auch das *Antisemitische Monatsblatt der Deutsch-Sozialen Reformpartei* herausgab, über die Mitarbeiter von Friedrich Langes *Deutscher Zeitung* Lienhard und Wilhelm Bölsche (1861–1939) zu den Herausgebern der

*Deutschen Gaeu*, der *Deutschen Zeitschrift* und der *Bayreuther Blätter*. Auch in Harnacks *Christlicher Welt* fand der *Bund Heimatschutz* positive Erwähnung.<sup>801</sup>

Neben den Volkstumstheologen, -künstlern, -wissenschaftlern und -publizisten waren politische Einflussgruppen stark präsent. Die drei bedeutenden radikal-nationalistischen Organisationen *Deutschbund*, *Alldeutscher Verband* und *Ostmarkenverein* waren mit ihren Geschäftsführern oder Vorstandsmitgliedern auf der Subskribentenliste vertreten: Der Bundeswart (Vorsitzender) des *Deutschbundes* der Jahre 1909 bis 1921, Langhans, der an dessen »späterer Verquickung mit der NSDAP«<sup>802</sup> maßgeblichen Anteil hatte, wurde bereits erwähnt. Der Geschäftsführer des *Ostmarkenvereins*, Albert Bovenschen, leitete auch die Geschäftsstelle des ebenfalls 1904 gegründeten *Reichsverbands gegen die Sozialdemokratie*. Mit dem Geheimen Baurat Alfred H. Wanckel (1855–1925) befand sich ein weiteres Vorstandsmitglied des *Reichsverbands gegen die Sozialdemokratie* im *Heimatschutz*, zudem war er Funktionär des *Flottenverbandes*, Mitgründer und Vorstandsmitglied des antisemitischen *Deutschbundes* und wurde Vorstandsmitglied im *Ausschuss für Nationale Politik*, der erklärt hatte, sich durch »völlig unparteiische Unterstützung aller bürgerlichen Parteien gegen die national-feindlichen Parteien« zu betätigen.<sup>803</sup> Insgesamt fanden sich mindestens elf bekannte Mitglieder des *Alldeutschen Verbandes* auf dem Gründungsauftruf, das Vorstandsmitglied Carl Johannes Fuchs war zuvor ebenfalls Mitgründer des *Alldeutschen Verbandes* gewesen, und mit Eduard Heyck sollte ursprünglich ein Alldeutscher den Vorstand übernehmen.<sup>804</sup> Diese – nicht vollständige – Liste der völkischen Aktivisten zeigt, dass aufseiten der Heimatschutz-Organisatoren keine allzu großen Berührungssängste gegenüber Vertretern rassistischen und antisemitischen Gedankenguts bestanden.

Doch nicht nur die volkstumsorientierten Aktivisten trugen sich in die ›Ahnenliste‹ des *Bundes Heimatschutz* ein. Der Erfolg der Bewegung war nur durch die tatkräftige Hilfe der zuständigen Regierungsstellen zu erklären. Die Tätigkeit des Geheimen Oberbaurats und vortragenden Rats Oskar Hoßfeld fand die Unterstützung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Ministerial- und Oberbaudirektor Karl Hinckeldeyn (1847–1927), der oberste Beamte der Hochbauabteilung des Ministeriums, unterzeichnete den Aufruf ebenso wie fünf der zwanzig außerordentlichen Mitglieder der beigeordneten *Preußischen Akademie des Bauwesens*, der Hinckeldeyn ebenfalls präsidierte.<sup>805</sup> Entsprechend hob der von Oskar Hoßfeld vorgeschlagene Gründungspräsident Paul Schultze-Naumburg in einem Brief vom 17. September 1903 an einen potenziellen Mitstreiter hervor, dass die Organisation »mit Hilfe der Regierungen und der Ministerien gegen die schimpfliche Entstellung unseres ganzen Landes ankämpfen soll«.<sup>806</sup> Mit Georg Büttner (1858–1914), Ludwig Burgemeister (1868–1932), Paul Clemen (1866–1947), Oskar Doering (1858–1936), Alhard von Drach (1839–1915), Richard Haupt (1846–1940), Hans Lutsch (1854–1922) und Georg Voß (1854–1932) waren allein acht staatliche Konservatoren dem Aufruf beigetreten. Auch aus dem Kultusministerium unterzeichnete mit dem Vortragenden Rat Hermann Steinhausen (1852–1928) ein ranghoher Vertreter. Die enge Verzahnung »der Regierungen und der Ministerien«<sup>807</sup> mit den Heimatschützern betraf nicht nur die Vorbereitung, sondern ebenso die spätere Zusammenarbeit und Finanzierung des Verbands.<sup>808</sup> Die Unterstützung des Heimatschutzes reichte nicht nur bis in die Ministerien, sondern noch weiter bis zur ›allerhöchsten Stelle‹, der Zivilkanzlei Kaiser Wilhelms II.<sup>809</sup> Auch der Vortragende

Rat Rudolf von Valentini (1855–1925), der zu dieser Zeit das kaiserliche Zivilkabinett inoffiziell leitete,<sup>810</sup> unterzeichnete den Aufruf. Es handelte sich dabei nicht nur um eine symbolische Unterstützung: In enger Zusammenarbeit mit dem Kaiser baute Valentini das ostpreußische Landgut Cadin – mit einer Vorzeige-Arbeintersiedlung und wiederbelebten Majolika-Werkstätten – zum Mustergut auf, wobei er auf Ideen des Heimatschutzes zurückgriff.<sup>811</sup> Der Kontakt blieb auch über die Gründung hinaus bestehen; in mindestens einem Fall ist belegt, dass Rudorff den Kontakt zu Valentini nutzte, um Hilfe für ein Heimatschutzanliegen zu erwirken.<sup>812</sup> Aber nicht nur die politische, auch das theologische Umfeld des Kaisers war prominent vertreten. Sein Oberhofprediger Ernst Dryander (1843–1922), mit dem Rudorff ebenfalls bekannt war, warb genauso für den Bund wie der zukünftige Hof- und Domprediger Friedrich Luhusen (1851–1927), der schon 1902 im Briefwechsel der Vereinsgründer genannt wurde.<sup>813</sup> Mit Adolf von Harnack, der von Reichskanzler Bernhard von Bülow (1849–1929) als »Hoftheologe«<sup>814</sup> Wilhelms II. tituliert wurde, unterschrieb zudem einer der beiden »wichtigsten wissenschaftspolitischen Berater des Kaisers«.<sup>815</sup> Auch Bodo Ebhardt (1865–1945) – der »Lieblingsarchitekt[] des Kaisers«<sup>816</sup> – subskribierte.

Starke Bedenken bestanden innerhalb des Gründungszirkels indessen gegenüber der Aufnahme von Personen mit jüdisch klingenden Namen, wie einem Brief Rudorffs an Mielke zu entnehmen ist:

»Mit einigem Schrecken habe ich den Namen ›Meyer-Cohn‹ unter den Zustimmenden gelesen. Man braucht nicht Antisemit zu sein, um gerade diese Namensverbindung unter einem Aufruf, der die deutsche Heimath zu schützen auffordert, seltsam zu finden, und ich fürchte, es wird nicht an Naserümpfen fehlen. Ich begreife ja, daß die Eigenschaft des Herrn als Direktor des Trachtenmuseums den Gedanken nahe legte, ihm eine Aufforderung zu schicken, aber seiner Mitwirkung als Mitglied wären wir ja später wohl sicher gewesen, auch wenn wir ihn nicht unter den Aufruf gesetzt hätten.«<sup>817</sup>

Rudorffs »Schrecken« ob der »Namensverbindung«<sup>818</sup> Meyer Cohn rührte wohl daher, dass der Name Cohn »schon früh als typisch jüdisch« galt.<sup>819</sup> In seiner Untersuchung *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933* hat Dietz Bering zudem nachgewiesen, dass Cohn »der Familienname mit der stärksten antisemitischen Ladung« war.<sup>820</sup> Die Aufforderung an Alexander Meyer Cohn (1853–1904)<sup>821</sup> wurde ›mit Rücksicht‹ auf die »jüdische Presse« nicht mehr widerrufen.<sup>822</sup> Ebenso sorgte Rudorff dafür, dass der Name der Familie Mendelssohn, mit deren Mitgliedern er schon von Kindesbeinen an vertraut war,<sup>823</sup> nicht auf dem Aufruf erschien (was ihn allerdings nicht daran hinderte, »die beiden Mendelssohn's« um eine Spende zu bitten).<sup>824</sup> Auch wenn Rudorff seinen vom Judentum konvertierten Freund Joseph Joachim auf die Unterzeichnerliste bat, ist doch deutlich erkennbar, dass er sich das antijüdische Ressentiment zu eigen machte und bei der Mehrheit der Heimatschützer ebenfalls eine antisemitische Grundeinstellung vermutete.

Die Koalition, die sich im Namen des Heimatschutzes zusammenfand, darf als eine Miniatur der antisozialistischen Sammlungspolitik des Reichskanzlers Bülow betrachtet werden. Sie umfasste Mitglieder der *Nationalliberalen* (Wanckel, Gustav Struckmann [1837–1919]), *Freikonservativen* (Mielke), *Konservativen* (Valentini) und *Deutsch-Sozialen*

(Langhans). Die Furcht vor einem Umsturz war nach dem erdrutschartigen Sieg der Sozialdemokraten bei den Wahlen von 1903 anscheinend so groß, dass der Kampf »um die Seelen der Arbeiter«<sup>825</sup> tiefe Gräben überbrückte.<sup>826</sup> Der *Bund Heimatschutz* präsentierte sich als eine Art ›kultureller‹ *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie*. Mit ihm teilte er die politische Programmatik, den »Bestrebungen zur Bekämpfung der revolutionären, staatsgefährlichen Sozialdemokratie ein Ziel und eine Richtung zu geben«.<sup>827</sup> Der »stark von Alddeutschen durchsetzte Reichsverband gegen die Sozialdemokratie«<sup>828</sup> sollte die kosmopolitisch ausgerichtete Arbeiterschaft »unter die Kraft des nationalen Gedankens [...] beugen«.<sup>829</sup> Doch während der *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie* eine ›negative‹ Antwort auf die Sozialdemokratie war, setzte der *Bund Heimatschutz* der ›rothen Theologie‹ (Hundeshagen) etwas ›Positives‹ entgegen: die Metaphysik des Volkstums.<sup>830</sup>

#### Architekturprogrammatik

In gewisser Weise war die Situation ›um 1900‹ mit der ›um 1800‹ vergleichbar: Erneut befürchtete die Regierung einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse durch einen sich emanzipierenden Stand und entschied sich, zu dessen Abwehr einerseits auf die Durchführung von Reformen, andererseits auf eine öffentlichkeitswirksame nationalis-tische Agitation zurückzugreifen. Rudorff erwies sich zu dieser Zeit als richtiger Mann am richtigen Ort. Seine Metaphysik der Landschaft fußte auf einem erprobten politisch-theologischen Nationalisierungskonzept mit antirevolutionärer Stoßrichtung. Als Schüler von Treitschke und Leser von Hundeshagen hatte er sein Konzept über die Jahre hinweg weiterentwickelt und in seinen Heimatschutzpublikationen aktualisiert. Dieses war kompatibel mit volkstumsorientierten Theorien wie denen von Riehl oder Ratzel. Sein Landschaftsschutz versprach auch in die ländlichen Gebiete hineinzuwirken, in denen »das ›stellenweise erhebliche‹ Eindringen der sozialistischen Bewe-gung«<sup>831</sup> von der Monarchie als besonders bedrohlich empfunden wurde. Zudem war er eine Integrationsfigur, die sich sowohl im *Heimat*-Kreis wie auch – dank der alten Romantikernetzwerke, seiner Stellung als Akademieprofessor und seiner gefragten Fähigkeiten als Musiker – in den Berliner Salons sicher bewegen konnte.<sup>832</sup>

Rudorffs eigentlicher Kunstgriff bestand darin, dass er die einflussreiche anti-revolutionäre Systematik der *Historischen Schule* Savignys in eine Theorie der Landschaft übersetzte. Dieses Verfahren lässt sich aus dem Aufbau der heimatschützerischen Architektur- und Landschaftstheorie rekonstruieren.

Grundlage der Architekturtheorie des »Heimatschutz«-Essays war zunächst die politische Theologie des Volkstums, die auf einer Seinsordnung beruhte, wie sie beispielsweise in Jahns Vision vom ›Schauspiel der Völker‹ entwickelt wurde. Diese Seinsvorstellung beinhaltete das Dogma, ›Volksgeist‹ und ›Volkstum‹ in seiner vermeintlich ursprünglichen Eigenart zu erhalten und war auch im Heimatschutz bestimmend:

»Und so mögen auch wir uns erinnern, was Deutschland zu Deutschland gemacht hat, was wir dem eigentlichsten Genius des deutschen Volkes schuldig sind. Ihm die Treue brechen ist gleichbedeutend mit Entartung des Volksgeistes. Wollen wir sie ihm bewahren, so ergiebt sich von selbst die Pflicht, den vaterländischen Boden für Gegen-

wart und Zukunft als einen solchen zu erhalten, auf dem Ursprünglichkeit und volkstümliches Leben als die Voraussetzungen für alles weitere Gedeihen geistiger Entwicklung nicht vernichtet sind.«<sup>833</sup>

Die »Entartung des Volksgeistes«<sup>834</sup> würde dagegen – wie Rudorff in seinem *Heimatschutz*-Buch schrieb, zur Degeneration der geistigen Entwicklung führen. Über die Ursache der »Entartung« äußerte er dort konkrete Vorstellungen: »Ursprünglichkeit und volkstümliches Leben« fanden nach Rudorff – auch hier eine Analogie zur Geschichtsinterpretation der *Historischen Schule* – in den revolutionären Entwicklungen der Moderne ihr Ende. Doch lassen sich die Anleihen näher spezifizieren. Der Zeitpunkt, an dem der ›natürliche‹ Prozess des ›geschichtlichen Werdens‹ unterbrochen wurde, markierte im Heimatschutztext, anders als im Vortrag vor dem *Allgemeinen Deutschen Verein*, die Revolution von 1848:

»In die Entwicklung der ländlichen Bauweise, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa eine natürliche und stetige war, hat das Jahr 1848, das den massenhaften Abtrieb der Wälder, namentlich der Eichenwälder einleitete, durch die damit eintretende Verteuerung des Bauholzes den ersten großen Riß gebracht. Der Fachwerkbau wurde kostspieliger. Die gleichzeitig sich anbahnenden ungeheuren Umwälzungen auf dem Gebiet der Technik halfen die Zerstörung vollenden. Das Emporkommen und die immer schrankenlose Ausbreitung des Fabrikwesens mit seinen jede andere Rücksicht außer der des materiellen Nutzens verleugnenden Bauten mußte naturgemäß eine bis dahin unerhörte Häßlichkeit des Stils allerorten einbürgern, die nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung bleiben konnte.«<sup>835</sup>

Die Vernichtung der Wälder, das Ende des Fachwerkbaus, die Revolutionen »auf dem Gebiet der Technik«, die »Ausbreitung des Fabrikwesens«<sup>836</sup> und schließlich auch die »bis dahin unerhörte Häßlichkeit des Stils«<sup>837</sup> – kurz: die »Entartung des Volksgeistes«<sup>838</sup> – hatten für ihn ihren Ursprung in diesem politischen Ereignis. Sie schieden für Rudorff die Welt in eine vergangene des schönen volkstümlichen Heimatstils und eine gegenwärtige des hässlichen volksfremden Fabrikwesens. Die ›Revolution‹ hatte in seinen Augen die ›natürliche Ordnung‹ der Landschaft zerstört.

Gebäude und auch alle übrigen menschlichen Artefakte erhielten, soweit sie »der Volksinstinkt in seiner pflanzenartig still fortschreitenden Tätigkeit« hervorbrachte,<sup>839</sup> bei Rudorff den Status der Natürlichkeit. Da die ›natürliche‹ Kulturlandschaft auf dem vermeintlich ungestörten Wirken des ›Volksgeistes‹ beruhte, besaß sie in ontologischer Hinsicht Vorrang gegenüber der (ästhetischen) Selbstbestimmung der Landesbewohner, die womöglich anderen Gestaltungsregeln folgten. Doch wer entschied darüber, welches Gebäude Resultat des ›ungestörten Wirkens‹ des ›Volksgeistes‹ war und welches nicht? Wer repräsentierte den architektonischen ›Volksgeist‹? Die kulturelle Souveränität des Volkstums sollte in Rudorffs Entwurf von speziellen Technokraten ausgeübt werden, die die Bauformen aus der Geschichte herausführen und weiterentwickeln sollten.

Auch bei der Auswahl seiner Abwehrmaßnahmen gegen die neue Ordnung bediente sich Rudorff des Methodenrepertoires, das ihm von der *Historischen Schule* her geläufig

war. Wie Savigny, der das Recht durch historische Forschungen auf einen nationalen Grund zu stellen versuchte, schlug Rudorff vor, dass

»vor allem, wie es auch vielfach schon geschehen ist, in allen deutschen Gegenden die bedeutendsten alten Bauten, Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude usw. genau aufgenommen und Konkurrenzen für Pläne ausgeschrieben werden, die auf Grund solchen Materials das für jede Landschaft Charakteristische für Neubauten in Anwendung brächten, unter Berücksichtigung zugleich von angemessenen praktischen Einrichtungen, wie sie die Gegenwart erfunden hat.«<sup>840</sup>

Bezeichnend ist, dass Rudorff die historische Forschung regional – das heißt: nach Landschaften geordnet – aufgliederte (auch Savigny maß regionalen Rechtstraditionen eine hohe Bedeutung bei). Er glaubte, mit dem rechtlichen Regionalismus das Prinzip der ›natürlichen Ungleichheit‹ gegen das Prinzip der sozialen Gleichheit argumentativ stärken zu können. Die wissenschaftliche Erfassung des architektonischen Regionalismus befand sich jedoch erst in den Anfängen. Als ein Beispiel gelungener Erforschung empfahl Rudorff 1901 das vom *Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine* im Verlag Gerhard Kühtmann herausgegebene Mappenwerk *Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten*, dessen erste Lieferung soeben erschienen war.<sup>841</sup>

Der von Rudorff ebenfalls gelobte Regierungsbaumeister Otto Gruner (1848–1906) fragte 1893 im Vorwort seiner Beiträge zur *Erforschung volksthümlicher Bauweise im Königreich Sachsen und in Nord-Böhmen*:

»Könnte nicht vielleicht das Aufnehmen und Studiren der Reste volksthümlicher Bauweise in allen ihren Dialekten, die sie je auf deutschem Boden geredet hat, zu einer Wiedergeburt im nationalen Sinne führen, wenigstens entfernt ähnlich derjenigen, die einst das Studium der römischen Ruinen in Italien bewirkte?«<sup>842</sup>

Auch der architektonische Regionalismus stand also letztlich im Dienst des Nationalismus – das Regionale war lediglich Mittel zum Zweck.

Aufgrund solcher Materialsammlungen hoffte Rudorff nun, dass »einsichtige Architekten die abgerissenen Fäden wieder aufnehmen und, an das bewährte Alte anknüpfend, gutes Neues hinzunehmend, der ländlichen Bauweise frisches Leben zuführen.«<sup>843</sup> Diese Architekten sowie andere Kommissionsmitglieder, die die Gestaltung der Landschaft überwachen sollten, müssten, so Rudorff, »Persönlichkeiten von geschichtlichem Verständnis und tieferer Geschmacksbildung« sein.<sup>844</sup> Die Parallele zu Savignys Rechtsexperten, die »das Recht bewahren und organisch fortbilden« sollten,<sup>845</sup> indem sie sich in den ›Volksgeist‹ einfühlen, ist kaum zu übersehen. Allerdings erbte die Heimatschutztheorie damit auch die Legitimationsschwierigkeiten dieser Konstruktion. Die Übereinstimmung von Rudorffs Landschaftstheorie mit der historistischen Systematik Savignys war derart groß, dass man im Falle des *Bund Heimatschutzes* auch von einer neohistoristischen Formation sprechen könnte.

## Nationallandschaft

Die Heimatschutzprogrammatik entstand mit dem Ziel, eine Umgebung herzustellen, in der sich einerseits die ›Natur‹ des Volkstums ästhetisch ›bewahren‹ konnte, anderer-

seits die moderne Technik, die nicht zuletzt im ›Daseinskampf der Völker‹ unabdingbar war, adäquat integriert werden konnte. Eine wichtige Voraussetzung war zunächst die Etablierung einer Art volkstumsorientierten ›Sehschule‹, durch die, wie durch eine Interpretationsfolie hindurch betrachtet, das Vorhandene in neuen Zusammenhängen erschien. Bereits für Julius Langbehn bestand die vorrangige Aufgabe der ›Erziehung‹ in der Konditionierung der Wahrnehmung. Grundlage dieser ›ästhetischen Erziehung‹ war die Überzeugung, dass der »öffentliche Raum [...] ein Medium kultureller Sozialisation und nationaler Erziehung« sei.<sup>846</sup> Aufgrund der Annahme, dass sich mit der ›Narrativierung‹ der Landschaft (und das Narrativ unterstützenden baulichen Eingriffen) auch die darin wohnenden Menschen ›gestalten‹ ließen, wurde die Landschaft zum Sozialisationsraum, in dem die einzelnen nationallandschaftlichen Elemente klar bestimmte Funktionen übernahmen. Die Anordnung und Ausgestaltung der einzelnen Elemente erklärt sich aus der Volkstumsmatrix.

Die Nationallandschaft gliederte sich in zwei unterschiedliche Ordnungsebenen, eine soziale und eine ästhetische. Die erste Ebene betraf die soziale Hierarchie. Sie bildete die vermeintlich natürliche Gesellschaftsstruktur ab – von der Armenwohnung, dem Kleinhof für die Landarbeiter über das Bürgerhaus bis zum Adelsschloss. Dargestellt ist eine solche hierarchisch fein gestaffelte Architektur beispielsweise in Georg Steinmetz' dreibändigen *Grundlagen für das Bauen in Stadt und Land*, deren 1917 erschienenen zweiten Band er in Zusammenarbeit mit Werner Lindner (1883–1964) verfasste.<sup>847</sup> Die zweite ästhetische Ebene unterteilte wiederum die Nationallandschaft in Regionen, die vorzugsweise mit germanisierenden Stammesbezeichnungen versehen wurden. Die regionalen Besonderheiten spielten in Rudorffs Schriften allerdings kaum eine Rolle. Zwar plädierte er dafür, die alten Bauweisen zu schützen und in Neuplanungen aufzunehmen – auf eine intensive Beschäftigung mit den Ausformungen und Details verzichtete er aber. In der heimatschützerischen Theorie spielte die propagandistische Wirkung des Regionalen eine tragende Rolle, doch stand es in der Praxis regelmäßig hinter Zweckmäßigkeitserwägungen und Typisierungsbestrebungen zurück.

Neben der vertikalen und der horizontalen Gliederung lässt sich nach der in Rudorffs »Heimatschutz«-Aufsatz entworfenen Metaphysik des Volkstums die Nationallandschaft in vier Funktionstypen aufschlüsseln, die hier vorgestellt werden sollen. Diese Einteilung lässt sich über den Untersuchungszeitraum beibehalten, auch wenn sich ihr Charakter in der Praxis änderte. Rudorffs Aufsätze waren politische Texte, und die Heimatschützästhetik ist eine politische Ästhetik. Seine propagandistischen Gegensatzbilder dienten vor allem der Zuspitzung und Emotionalisierung und waren für die Praxis nur bedingt tauglich. Zudem legte Rudorff zwar großen Wert darauf, die Kontrolle über die Formulierung der Statuten des Vereins nicht aus der Hand zu geben. Doch gab er sich damit mehr oder weniger zufrieden und zog sich, sobald der *Bund Heimatschutz* gegründet war, in den Hintergrund zurück.<sup>848</sup> Im Folgenden wird eine Typologie der Nationallandschaft erstellt, die ihre einzelnen Bestandteile und Funktionsweisen erläutert. Wo die Praxis erheblich von seinen Vorstellungen abweicht, ist dies angemerkt.

a) Als politisch-theologisches Gebilde bedurfte die Nationallandschaft eines Systems eigener sakraler Orte. Die erste Gruppe war insofern die der ›Heiligtümer der Natur

und der Geschichte«. Dazu zählten zunächst die bisherigen Sakralorte wie der Kölner Dom oder das Ulmer Münster, die jedoch nicht vorrangig als universalistisch-christliche, sondern als Denkmäler deutscher Eigenart und deutscher Innigkeit verehrt wurden. »An die Hoheit und Andacht, die tiefe Frömmigkeit«, so Rudorff, »die aus den Domen von Straßburg, Freiburg, Köln, Regensburg spricht, reicht keine italienische Kirche.<sup>849</sup> Als zweite Gruppe der heiligen Orte lassen sich die geschichtlichen Heiligtümer des deutschen Volkstums identifizieren. Hierzu gehörten beispielsweise die Burg Franz von Sickingens, die Kaiserpfalz in Nürnberg oder das Heidelberger Schloss. Die dritte und letzte Gruppe bilden natürliche Heiligtümer wie die Teufelskanzel am Brocken, die Laufenburger Stromschnellen oder die Felspartien der Sächsischen Schweiz am Elbufer.

Ein gespaltenes Verhältnis hatte Rudorff zu den ›künstlichen‹ Denkmalen und Aussichtstürmen, die er von den ›geschichtlich gewordenen‹ Bauwerken unterschied. Zwar empfand er »Schlösser, Burgen, Kapellen auf Bergeshöhen, Fischerhäuschen am See, einsame Bauernhöfe auf der Haide, Sennhütten in den Alpen und italienische Landhäuser<sup>850</sup> durchaus als Bereicherung für die Landschaft, die neuen Nationaldenkmale wie das Niederwalddenkmal oder Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald lehnte er jedoch als »ästhetisch verfehlt« ab.<sup>851</sup> Versöhne bei diesen beiden noch die Idee, werde beim Kyffhäuser-Denkmal die Poesie des alten Sagenstoffes durch das geschmacklose Denkmal zerstört.<sup>852</sup> Dahinter stand einerseits die grundsätzliche Überzeugung, »[d]ie Plastik« sei »ihrer Natur nach überhaupt außer Stande, mit der Landschaft im großen einen Bund einzugehen; sie wird im weiten Naturbild immer als etwas Unzugehöriges, ungeschickt und kleinlich wirken«.<sup>853</sup>

Andererseits störte Rudorff der bewusste Eingriff in die Landschaft, der in der Regel – wie beispielsweise beim Niederwalddenkmal – eine touristische Infrastruktur nach sich ziehen würde. Denkmäler sollten stattdessen im Stadtraum errichtet werden. Zumindest bezüglich der Aussichtstürme, die vielfach als Bismarcktürme errichtet wurden, wich er jedoch von seiner rigorosen Ablehnung ab und hielt sie an »ganz besonders hervorragenden Punkten«<sup>854</sup> für angemessen. Obwohl die ›Turmseuche‹ lange ein Thema für den Heimatschutz blieb,<sup>855</sup> fällt auf, dass nicht alle Vorstandsmitglieder der Sache grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden. So beteiligte sich beispielsweise Theodor Fischer, Leiter der Denkmalschutz-Abteilung des Heimatschutzbundes, mit seinem 1899 eingeweihten Bismarckturm am Starnberger See am »teuerste[n] Turmprojekt für Bismarck« überhaupt.<sup>856</sup>

b) Die Heiligtümer waren eingebettet in einen ›geschichtlich gewordenen‹ Raum, der die restliche Landschaft idealerweise in ihrer Gänze umfasste. Doch hielt Rudorff dies selbst für utopisch. Dennoch forderte er gesetzliche Maßnahmen zur Regelung der Bau-tätigkeit nach Volkstumsgesichtspunkten. Auch hier lassen sich zwei bis drei Untergruppen unterscheiden. Zunächst zählen hierzu die ›historisch gewachsenen‹ Altstädte. In Rudorffs Texten stellten die Stadt und das Städtische in der Entgegensetzung zum Ländlichen aus ideologischen Gründen grundsätzlich ein Negativbild dar. Gemeint war jedoch nur das emanzipatorische Element der Stadt. In der Praxis bleibt nicht viel von diesem Ressentiment. Besonders die Altstädte, wie die von Nürnberg oder Rothenburg ob der Tauber könnten auch teilweise zu den Heiligtümern gezählt werden,

wobei nach Rudorff jedoch nicht jedes einzelne ›schöne‹ Haus auf Ewigkeit erhalten werden müsse. Neubauten sollten möglichst – durch Bauordnungen geregelt – in einer volkstümlichen Bauweise ergänzt werden. Rudorff verwies in der 1897er Fassung seines »Heimatschutz«-Aufsatzes auf die Bemühungen in Tübingen, das Stadtbild zu reglementieren; in der Fassung von 1901 konnte er schon den Erlass entsprechender Regelungen in »Nürnberg und jetzt auch in Hildesheim« vermelden.<sup>857</sup>

Auch im städtischen Raum wurde nach Sicht des Heimatschutzes der vermeintlich ursprüngliche Charakter zerstört und »mit völlig fremdartigen Elementen«<sup>858</sup> durchsetzt. Was im Zeitalter des Historismus als schick und modisch galt, war in der Perspektive des Heimatschutzes ›entartet‹. Im Rahmen der Altstadtsanierungen versuchten die Aktivisten daher in Zusammenarbeit mit den Magistraten (die oftmals selbst körperschaftliche Mitglieder des Heimatschutzbundes waren), mithilfe von Bauverordnungen eine volkstumsorientierte Ästhetik durchzusetzen. Die nach Heimatschutzgesichtspunkten ›gepflegte‹ deutsche Altstadt zeichnete sich dadurch aus, dass sie nicht vorrangig die Konservierung und wissenschaftliche Erforschung vorhandener Bausubstanz beabsichtigte, sondern in erster Linie der Konstruktion einer spezifischen Form von Identität diente.<sup>859</sup> Dieselbe Vorgehensweise galt für das ländliche Bauen. Auch dort sollte das ›Vorhandene‹ der Umgebung entsprechend ergänzt werden, ebenfalls vorhandene ›städtische‹ Elemente sollten dagegen vermieden werden.

Als zweite Untergruppe zählte die offene und land- und forstwirtschaftlich genutzte Landschaft. Rudorff vertrat keine grundsätzliche Opposition gegen die Rationalisierung der Landwirtschaft. Er hob auch die praktischen Vorteile der Flurbereinigungen hervor. Jedoch forderte er, »so viel als irgend möglich alle Unregelmäßigkeiten aufrecht zu erhalten, die in den natürlichen Verhältnissen und ihrer geschichtlichen Entwicklung [sic!] begründet« lagen.<sup>860</sup> Die Gestalt der Landschaft sei ein »geschichtliches Naturprodukt«, das der »Volksinstinkt« hervorgebracht habe.<sup>861</sup>

c) Sozialpolitisch begründet war vor allem das dritte Element der Nationallandschaft. Zur Erneuerung des Volkstums forderte Rudorff mit einem Zitat Riehls die Anlage von separierten Gebieten. Diese sollten sich möglichst abgeschieden von der Welt und fern jeder Bildung und der ›Pestilenz der sogenannten Kultur‹<sup>862</sup> in Walddlage befinden, um den Einfluss jeglicher Bildung zu verhindern:

»In unsren Walddörfern sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivirten Feldland. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffnes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und

sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffnen Universalismus der Geistesbildung nivelliren wollt. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen.«<sup>863</sup>

Wohl nirgends trat der antiaufklärerische Zug der Heimatschutzidee so deutlich zutage wie in Riehls Loblied auf die »Hintersassen«,<sup>864</sup> das sich Rudorff hier zu eigen machte. Der Bauer erschien in solchen Passagen als eine Art nationale Biomasse, als bloßes Menschenmaterial zur Züchtung neuen Volkstums. Allerdings kannte Riehl den Bauern nicht nur als Träger »gesunden Volkstums«, sondern ebenso als »Entarteten«:

»Wir haben zwei Hauptarten von verdorbenen Bauern. Die eine bilden jene oben bereits hinreichend gezeichneten Entarteten, bei welchen sich der sittliche Ruin zu dem ökonomischen gesellt. Von ihnen kann die Gesellschaft nur auf chirurgischem Wege befreit werden, nämlich durch eine möglichst umfassende Amputation. Hier kann es sich nur darum handeln, wie die Auswanderung von ganzen derartigen verkommenen Gemeinden wie von Einzelnen möglichst rasch und kräftig zu befördert werde.«<sup>865</sup>

Vokabular wie ›Volkstum‹, ›Entartung‹, ›verdorbene[] Bauern‹, ›verkommene[] Gemeinden‹<sup>866</sup> ist Ausdruck des Versuches, die politischen Zusammenhänge zu biologisieren und zu verschleieren. Diese Volkstumssonderzonen waren letztlich als antisozialistische Bollwerke gedacht, und die »Amputation« titulierte Strafe der »Auswanderung«<sup>867</sup> bezog sich allein auf die Verfechter emanzipatorischen Gedankenguts. Die biologistisch-eugenische Metaphorik Rudorffs erschöpfte sich jedoch nicht in der Übernahme von Riehl-Zitaten. Er nannte auch konkrete Beispiele von vermeintlich ›entarteten‹ Orten, die durch fremde »Elemente großstädtischer Verwöhnung und Verderbnis« mehr oder weniger ›degeneriert‹ seien.<sup>868</sup> Auf Helgoland beispielsweise sei die »ganze Bevölkerung einfach verfaulenzt«, weil sie nur noch vom Tourismus leben würde.<sup>869</sup> Als weiteres Beispiel führt Rudorff das Höllental an, in dem nach dem Bau der neuen Eisenbahn,

»Knechte aber und Dienstmägde [...] nicht zu haben [sind], weil alles gewinn- und Vergnügungssüchtige junge Volk den Weg zur Fabrikarbeit in der Stadt sucht. So ist zum Vorteil weniger eine natürliche Daseinsform künstlich beseitigt, bei der jedes einzelne Glied der Gesamtheit auf seine Rechnung kam, die also selbst für eine angemessene Verteilung des Besitzstandes sorgte.«<sup>870</sup>

Diese Entwicklungen sollten aufgehalten und die Klasse der ›Besitzlosen‹ wieder zu harter, ›gesunder‹ Arbeit erzogen werden.

Analog zur sozialpolitischen Rolle der Weltpolitik, die den Erwerb von überseeischen Kolonien mit der Hoffnung auf die Eindämmung des »revolutionären Elements«<sup>871</sup> verband, diente auch die Einrichtung ›inländischer Kolonien‹ ähnlichen Zielsetzungen. Während der außenpolitische Kolonialismus mit einem ›natürlichen‹ Anspruch der Kulturvölker gerechtfertigt wurde, über ›Naturvölker‹ zu herrschen, sie zu erziehen (›zivilisieren‹) und ihre Bodenschätze und andere Reichtümer ins eigene Land zu transferieren,<sup>872</sup> fiel die nach innen gerichtete Kolonisation mit der diskursiven Konstruktion eines inneren Naturvolks zusammen. Die Wald- und Moorbauern

nebst den Walddörfern »in ihrem naturfrischen Glanze«<sup>873</sup> wurden offensichtlich zu einem solchen stilisiert. Nicht nur nebenbei hoffte man, durch die Förderung des Volks- und Bauerntums erfolgreich die Arbeiterbewegung zu bekämpfen und einen nicht versiegenden Quell für billige ›Knechte und Dienstmägde‹ zu schaffen.

Auch für diese innere Kolonisation gab Rudorff ein konkretes Beispiel: Es waren die »Ansiedlungskommissionen«,<sup>874</sup> mit denen die preußische Regierung versuchte, Bauern in den Ostprovinzen des Landes ansässig zu machen und die überwiegend polnisch besiedelten Gebiete zu ›germanisieren‹. Die Erhaltung der »natürliche[n] Daseinsform«<sup>875</sup> verlangte spezifische bauliche Siedlungsformen, die nicht nur durch ihre abgesonderte Lage, sondern auch in ästhetischer Hinsicht frei von den vermeintlich schädlichen ›städtischen‹ Einflüssen waren. Nicht jede Architektur erschien Rudorff geeignet, diesen Zweck zu erfüllen. Um Liebe zur Scholle und Heimatgefühl zu erzeugen, dürften die Häuser nicht wie »moderne kahle Ziegelkästen« aussehen, sondern man müsse ihnen »ein wirklich heimisch anmutendes Bauernhaus nach alter Art« bauen.<sup>876</sup>

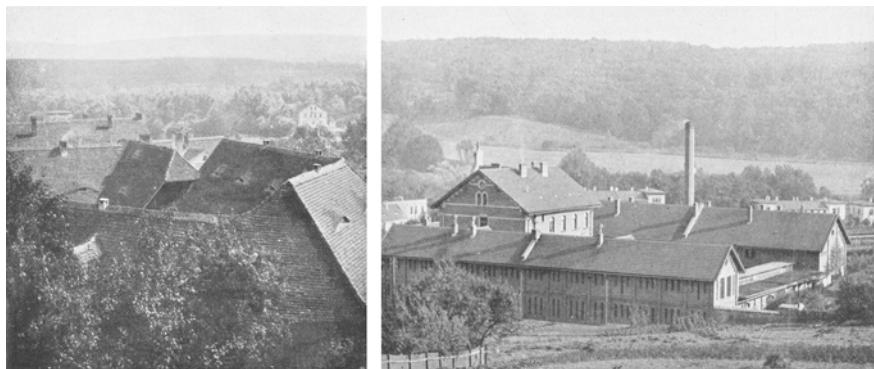
d) Die Elemente der vierten Gruppe, die technischen Bauten und Fabriken, traten in den Darstellungen Rudorffs in den Hintergrund. Seine kategorische Entgegensetzung von hässlichem ›Fabrikstil‹ und schönem ›Heimatstil‹ erschwerte es ihm, Schönes in den Industriebauten zu finden. Zwar gestand er alten technischen Bauten wie Mühlen und Schmieden zu, »zum malerischen Motiv in der Landschaft« zu werden,<sup>877</sup> doch schrieb er 1880: »Die Fabrik ist und bleibt – aller Menzel'schen Virtuosität zum Trotz – nüchtern und häßlich.«<sup>878</sup> Dieses Verdict wiederholte er in seinem späteren *Grenzboten*-Aufsatz nicht, doch betonte er auch dort, dass auf den neuen technischen Errungenschaften grundsätzlich der »Fluch[] der Unschönheit« laste.<sup>879</sup> Letztlich wich Rudorff der Frage ihrer volkstumsgerechten Gestaltung aus, denn auch er hielt Fabriken für unverzichtbar:

»Wie es niemand einfallen kann, von einer vernünftigen, höhere Rücksichten achtenden Nutzung der Bodenerzeugnisse und Naturkräfte abhalten zu wollen, so könnte auch nur ein Narr fordern, die Menschheit oder ein einzelner Staat solle auf Eisenbahnen, auf Elektrizität und Fabriken verzichten. Aber zwischen Gebrauchen und Gebrauchen ist ein Unterschied. Es kommt alles auf das Maß an, das man walten lässt.«<sup>880</sup>

Das gesunde »Maß« an Eisenbahnen und Fabriken war für Rudorff bereits überschritten. Allerdings war der Gradmesser nicht, wie das Beschreibungsvokabular nahelegt, eine landschafts- oder architekturnähersthetische Kategorie: »Wer die Gesamtage überblickt, dem erscheint der Wendepunkt längst überschritten, der Überschuss an negativen Ergebnissen, wie er in unsrer sozialen Entwicklung hervortritt, riesengroß.«<sup>881</sup> Auch im Fall der ›Landschaftszerstörung‹ durch Fabriken lieferte die soziale Entwicklung den Maßstab. Befanden sich zu viele technische Bauten auf dem Lande, löste sich in Rudorffs Modell die herrschende Ordnung auf und es öffneten sich Räume für die sogenannten städtischen Einflüsse. Um die ländlichen Regionen vor ihnen zu ›schützen‹, plädierte Rudorff daher dafür, Industrie vorrangig in der Nähe der Städte in gesonderten Gegenden anzusiedeln. Damit – so Rudorff – »würde einer gebieterischen ethischen wie einer ebenso dringenden ästhetischen Forderung in gleicher Weise entsprochen

werden, wie es denn merkwürdig genug ist, daß in der unendlichen Mehrzahl der Fälle tatsächlich eins vom andern nicht zu trennen ist.<sup>882</sup>

*Abb. 19 Ländliche Fabriken. Negativ-/Positiv-Gegenüberstellung in der Publikation »Kulturarbeiten« von Paul Schultze-Naumburg (1901). Positivbeispiel aus den 1830er Jahren (links); Negativbeispiel aus den 1890er Jahren (rechts)*



In der *Heimatschutz*-Ausgabe von 1904 verwies er auf »die ausgezeichneten Bücher von Paul Schultze-Naumburg über ›Hausbau‹, ›Gärten‹ und ›Dörfer‹«.<sup>883</sup> Dort präsentierte dieser auch Beispiele gelungener Fabrikarchitektur (Abb. 19 links). In einer späteren Auflage der *Entstellung unseres Landes* – einer Kurzfassung der *Kulturarbeiten* Schultze-Naumburgs, die der *Bund Heimatschutz* 1905 zur architektonischen Orientierung veröffentlichte – waren ebenfalls eine Fabrik und ein Silo (Abb. 20) enthalten, mit denen Schultze-Naumburg demonstrierten wollte, dass »moderne Baukünstler es sehr wohl verstanden haben, neue Aufgaben in eine heimatliche und würdige Form zu bringen«.<sup>884</sup>

*Abb. 20 Beispiele für im Sinne des »Bundes Heimatschutz« gelungene Lösungen moderner Bauaufgaben (aus: Schultze-Naumburg 1905). Maschinenzentrale in Bad Nauheim (links); Getreide-Silo in Landshut (rechts)*



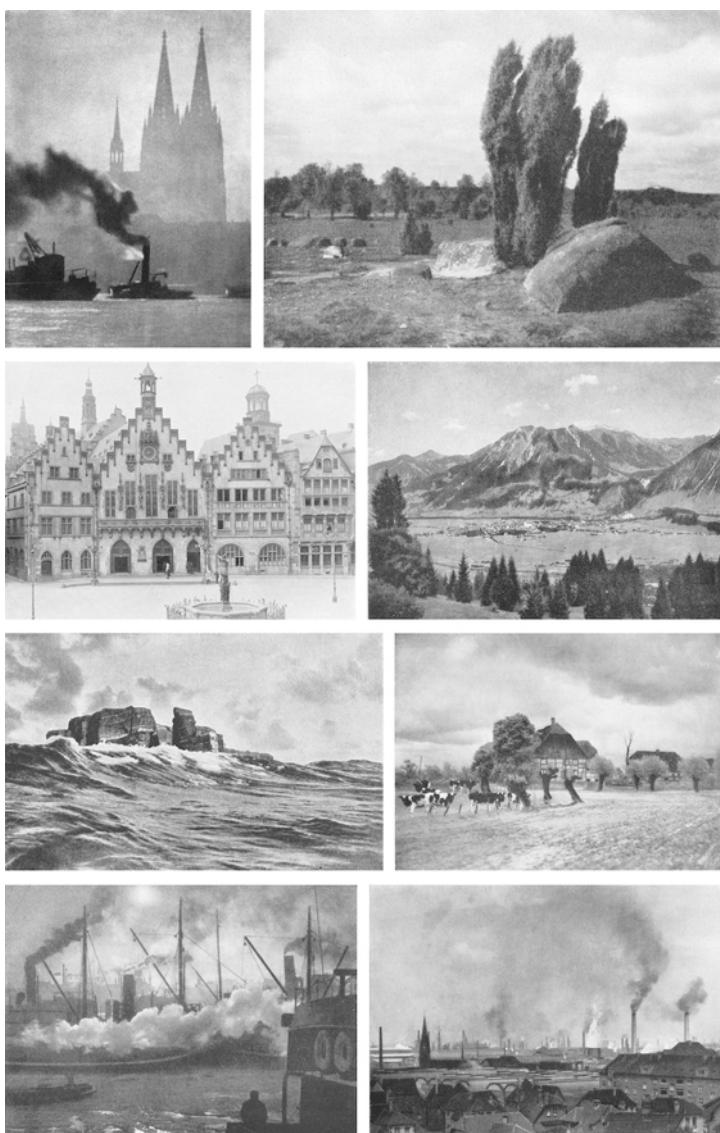
Technische Bauten wurden in den weiteren Publikationen des *Bundes Heimatschutz* als normale Architekturgattung behandelt. Der Zauber der deutschen Landschaft zeigte sich nach Ansicht des Geschäftsführers Lindner selbst in diesen Bauten. Grundsätzlich galt auch hier, dass der »politische und nationale Zweck [...] mithin die Grundsatzkontroversen«<sup>885</sup> relativierte. Besonders im Bereich der Industriebauten verfolgte der Heimatschutz in der Praxis eine andere Richtung als die propagierte. So verließ der Vorsitzende des *Bundes Heimatschutz* Tilo von Wilmowsky (1878–1966)<sup>886</sup> 1916 seinen Posten bei der Militärverwaltung in Belgien, um die Errichtung der BASF-Stickstofffabrik in Leuna gegen den Widerstand der einheimischen Bauern durchzusetzen. In seinen Memoiren berichtete der *Heimatschutz*-Präsident:

»Ich kann nicht behaupten, daß mir bei dem Gedanken sehr wohl zumute war, das idyllische Saaleufer, das zwar dort keine Burgen stolz und kühn trug, wohl aber noch einen hellen Strand aufwies, rücksichtslos der Industrialisierung ausgeliefert zu sehen. Doch traten derartige Heimatschutzgedanken natürlich gegenüber dem kategorischen Befehl völlig zurück.«<sup>887</sup>

Als Momentaufnahme der heimatschützerischen Nationallandschaft aus dem Jahr 1925 könnte man eine Publikation betrachten, an deren Entstehung Lindner maßgeblich beteiligt war.<sup>888</sup> Sie ging auf ein Preisausschreiben zurück, bei dem die Teilnehmer aufgefordert wurden, ihre schönsten Fotografien der Heimat einzusenden. Als Resultat entstand vordergründig ein Deutschlandbild, das »das Volk« vermeintlich selbst produziert hatte. Tatsächlich zeichneten die Bände ein Idealbild der deutschen Heimat, wie es dem *Bund Heimatschutz* vorschwebte. Die hier gezeigten Aufnahmen (Abb. 21) orientieren sich nicht an der geografischen Ordnung der Deutschlandbände, sie systematisieren das Bildmaterial anhand der obigen vier Kategorien. Deutlich wird, wie selbstverständlich nicht nur die natürlichen und kulturellen ›Heiligtümer‹, sondern auch die Industrie – frei von naturschützerischen Aspekten – untrennbare Bestandteile des identifikatorischen Heimatbildes geworden waren.

Bauen hieß für Rudorff, »ethische Werte in Formen« zu übersetzen.<sup>889</sup> Den höchsten ethischen Wert bildete das Ideal des ›germanischen Volkstums‹ – der metaphysische Kern der Heimatschutztheorie. Dieses Ideal floss in den Begriff der ›volkstümlichen Bauweise‹ ein, die im Bauernhaus aus den Zeiten des Tacitus ein ›Urbild‹ fand, das die architektonischen Ursprünge ›germanischen‹ Wesens repräsentierte. Doch es hieße, das heimatschützerische Architekturprogramm zu erkennen, wenn es lediglich als eine Art neogermanische Traditionspflege verstanden würde. Der Volkstumsgedanke war, wie bereits erwähnt, eine originär politische Idee, und der Bestand des Volkstums wurde vor allem durch die ›soziale Frage‹ bedroht. Da deren Entstehung im Volkstumskurs jedoch latent auf den Einfluss des Judentums zurückgeführt wurde, das angeblich – wie Rudorff schrieb – die besten ›germanischen Werte‹ zerstören würde, ist auch die Bildsprache Rudorffs in diesem Zusammenhang zu betrachten. Das Bild vom ›Fabrikstil‹, das er dem volkstümlichen ›Heimatstil‹ entgegensezte, war insofern latent antisemitisch, als sich in ihm der vermeintlich jüdische ›Volksgeist‹ in zwei angeblichen Erscheinungsformen – als ›übertriebener‹ Kapitalismus und Sozialismus – konzentrierte (einerseits repräsentierte es den materialistischen Fabrikbesitzer, andererseits den marxistischen Arbeiter). Das Gegensatzpaar von Fabrikstil und Heimatstil

Abb. 21 Momentaufnahmen der heimatschützerischen »Nationallandschaft« aus dem Jahr 1925 (aus: Block/Lindner 1926). 1. Reihe: Heiligtümer der Natur und Geschichte; links: Kölner Dom; rechts: Hünengrab, Lüneburger Heide; 2. Reihe: Geschichtlich gewordene (Stadt-)Landschaften; links: Römer mit Gerechtigkeitsbrunnen, Frankfurt am Main; rechts: Oberstdorf im Allgäu. 3. Reihe: Volksstumszonen; links: Helgoland, rechts: Haus Haaren a. d. Lippe, Kreis Hamm Westfalen. 4. Reihe: Industrielandschaften; links: Hamburger Hafen, rechts: Krupp-Werke in Essen



könnte man als den propagandistischen Kern der heimatschützerischen Ästhetik bezeichnen, da es vermeintlich unterschiedliche Form- und Wertewelten kontrastierte.

Ein typisches Symbol des Heimatstils und seiner ›historisch gewachsenen‹ Bauweise war das Steildach, das »Natur« und »Volksgeist[]« angeblich der deutschen Nation »anerschaffen« hätten.<sup>890</sup> Seine mythische Bedeutung erhielt es schon 1901 im Heimatschutzmanifest von Rudorff. Dort schrieb er:

»Uns aber hat mit der gleichen Notwendigkeit die Natur unsers Landes wie die unsers Volksgeistes das steile Dach gleichsam anerschaffen, von dem Schnee und Regen abgleiten, dessen Bodengelaß reichlichen Raum bietet zum Hegen und Bewahren, dessen hochstrebender Giebel nach oben deutet, wie die Türme gotischer Dome, dessen schützendes, bergendes Aussehen endlich Behagen in die Seele des Beschauers strömt. [...] Das flache Dach auf deutschen Mietkasernen oder Landhäusern, sei es nun mit Schiefer oder glasierten Ziegeln oder gar mit Zink oder Dachpappe gedeckt, ist nichts als entweder eine Ziererei oder ein Bild armseliger, kläglicher Notbehelfswirtschaft.«<sup>891</sup>

Das Steildach wurde in dieser Passage gleich doppelt – durch die »Natur« und den »Volksgeist[]«<sup>892</sup> – mit dem Volkstum verknüpft; durch den Verweis auf die altdeutschen Dome erhielt es eine sakrale Aura. Sein Gegenbild war das Flachdach. Im Zusammenhang mit »Mietkasernen oder Landhäusern« konnte es einerseits auf das bauende ›Geldjudentum‹ verweisen, andererseits als Mietkasernen-Flachdach auf das diese Bauten bewohnende sozialdemokratische ›Großstadt-Proletariat‹, womit es in antisemitischen Kreisen geeignet war, zwei mit dem angeblichen ›jüdischen Volksgeist‹ verbundene Chiffren aufzurufen. Das Gegensatzpaar von Steil- und Flachdach, um das besonders in den 1920er Jahren wahre Glaubenskämpfe entbrannten, war insofern eine kleinmaßstäblichere Variation des ersten Bildpaars von Fabrikstil und Heimatstil.

Ein weiteres innenpolitisches Gegensatzpaar bildeten Stadt und Land. Das Städtische, insbesondere das Großstädtsiche, konnte ebenfalls als Chiffre für die Sozialdemokratie verwendet werden. Wie Klaus Bergmann schreibt, stand die »Frontstellung gegen die Sozialdemokratie, die ausdrücklich als ›Feind‹ bezeichnet wurde, [...] am Anfang der Großstadtfeindschaft in Deutschland«.<sup>893</sup> Das Gegensatzpaar von Stadt und Land konnte Rudorff dem zeitgenössischen Diskurs entnehmen. Als maßgeblicher Propagandist der daraus abgeleiteten »Agrarromantik und Großstadtfeindschaft« (Klaus Bergmann) gilt Wilhelm Heinrich Riehl.<sup>894</sup> Auch Rudorffs Großstadtfeindschaft ist innerhalb dieses Kontextes zu betrachten. Zumeist war die Großstadtkritik mit aufklärungs- und bildungsfeindlichen Passagen kombiniert: »Das eigenartarme, über einen Kamm geschorne, blutleere Durchschnittswesen, das jeder tiefer blickende für einen Schaden des Großstadtiums ansieht, wird als Kennzeichen des Fortschritts und der sogenannten Bildung geachtet und nachgemacht.«<sup>895</sup>

Aus dem historistischen Dogma der volkstümlichen Eigenart folgten weitere Festlegungen. Nach der Logik des Volkstums galten nicht nur innere ›volksfremde‹ Elemente, sondern auch von außen einwirkende als potenziell schädlich. Dies betraf beispielsweise das Flachdach, französische Fenster oder den malerischen slawischen Stil. Allerdings galt das heimatschützerische Verdikt des ›Volksfremden‹ nicht für die antike Baukunst. Die Griechen wurden, ungeachtet aller immer wieder zwischen ›Helle-

nisten« und ›Germanisten‹ aufbrechenden Streitigkeiten, bereits von den Romantikern in der Regel zu den ideellen Ahnen des deutschen Volkstums gerechnet. Entgegen einer verbreiteten Lesart war der Klassizismus Teil der heimatschützerischen Ästhetik. Wie Knaut schreibt, griffen die Heimatschutzarchitekten »für die repräsentativen und umfangreichen Aufträge, wie für städtische Bauten, stärker auf das Neobiedermeier und besonders auf den Neoklassizismus« zurück.<sup>896</sup>

Rudorff stellte in seinen Schriften zwar drei recht langlebige Propagandabilder zur Verfügung, doch endete seine Kompetenz an den Grenzen der Fachdisziplin. Er gab jedoch einen Hinweis darauf, wem von den »ernstgerichtete[n] neuere[n] Architekten«<sup>897</sup> er zutraute, seine Vorstellungen von einer volkstümlichen Architektur umzusetzen: Paul Schultze-Naumburg, der auch der erste Präsident des *Bundes Heimatschutz* wurde. Anhand von dessen Schriften und weiteren Veröffentlichungen der Bundesgeschäftsstelle lässt sich eine Heimatschätzästhetik skizzieren, die von Rudorffs Vorstellungen in einigen Punkten abwich. Die Nationallandschaft als Gesamtkunstwerk verlangte zunächst Einheitlichkeit.<sup>898</sup> Da alles Schaffen angeblich ein- und demselben ›Volksgeist‹ entspringen sollte, stand die Erfordernis der Einheitlichkeit zuoberst. Fabrikstil, Flachdach und ›fremde‹ und ›städtische‹ Moden galt es aus dem Landschaftsbild zu ›tilgen‹ und durch ›heimatische‹ Bauformen zu ersetzen. Die größte Abweichung von Rudorffs Heimatschutz-Manifesten liegt wahrscheinlich in der Bewertung der Zweckmäßigkeit. Schultze-Naumburg vertrat die Überzeugung, dass sich das deutsche Naturgefühl in der Architektur vor allem durch das Postulat der Zweckmäßigkeit ausdrücke. In der *Heimatschutz-Schrift Entstellung unseres Landes* versuchte er nachzuweisen, »daß ›schön‹ und ›zweckmäßig‹ sich nicht widersprechen«, sondern dass das eine aus dem anderen folge.<sup>899</sup> Damit repräsentierte er die vorherrschende Meinung, wie sie auch die vom *Bund Heimatschutz* herausgegebenen *Grundlagen des Bauens in Stadt und Land* propagierten. Sachlichkeit und Schlichtheit wurden als Grundeigenschaften typisch deutschen Bauschaffens gewertet und sollten den neuen Stil der Heimat prägen. Dazu gehörten wiederum Wirtschaftlichkeit,<sup>900</sup> »Zweck« und »Konstruktion«.<sup>901</sup> Würden diese Prinzipien konsequent befolgt, ergebe sich die Schönheit fast »von selbst«, denn: die »strikte Erfüllung des wirtschaftlich und technisch Notwendigen [bildet] die verlässlichste Grundlage für gute Gestalt und Wirkung«.<sup>902</sup> Die Befolgung des Gebots der Sachlichkeit führte die Heimatschutzarchitekten, die um 1900 zumeist noch historistisch oder im Jugendstil entwarfen, zu einer immer reduzierteren Entwurfsweise. Im Rückblick beschrieb Theodor Fischer, der zunächst selbst dem Jugendstil anhing, diesen Prozess wie folgt:

»Wie selbstverständlich war der Wunsch, die Notwendigkeit, zu vereinfachen und immer wieder zu vereinfachen. Wir ließen uns gerne Puritaner, Arme-Leute-Architekten nennen, wußten wir doch, daß der Weg richtig war.«<sup>903</sup>